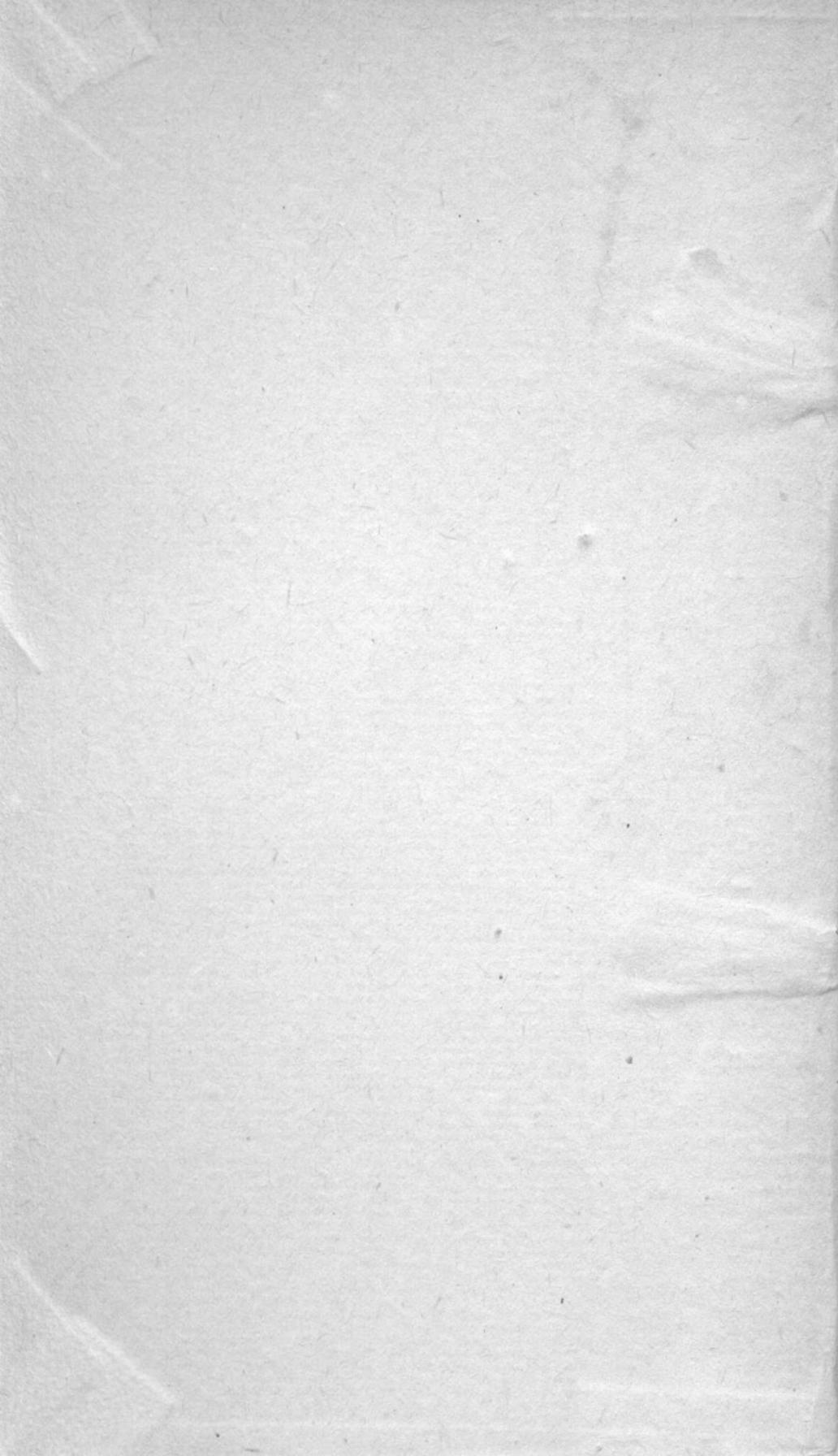


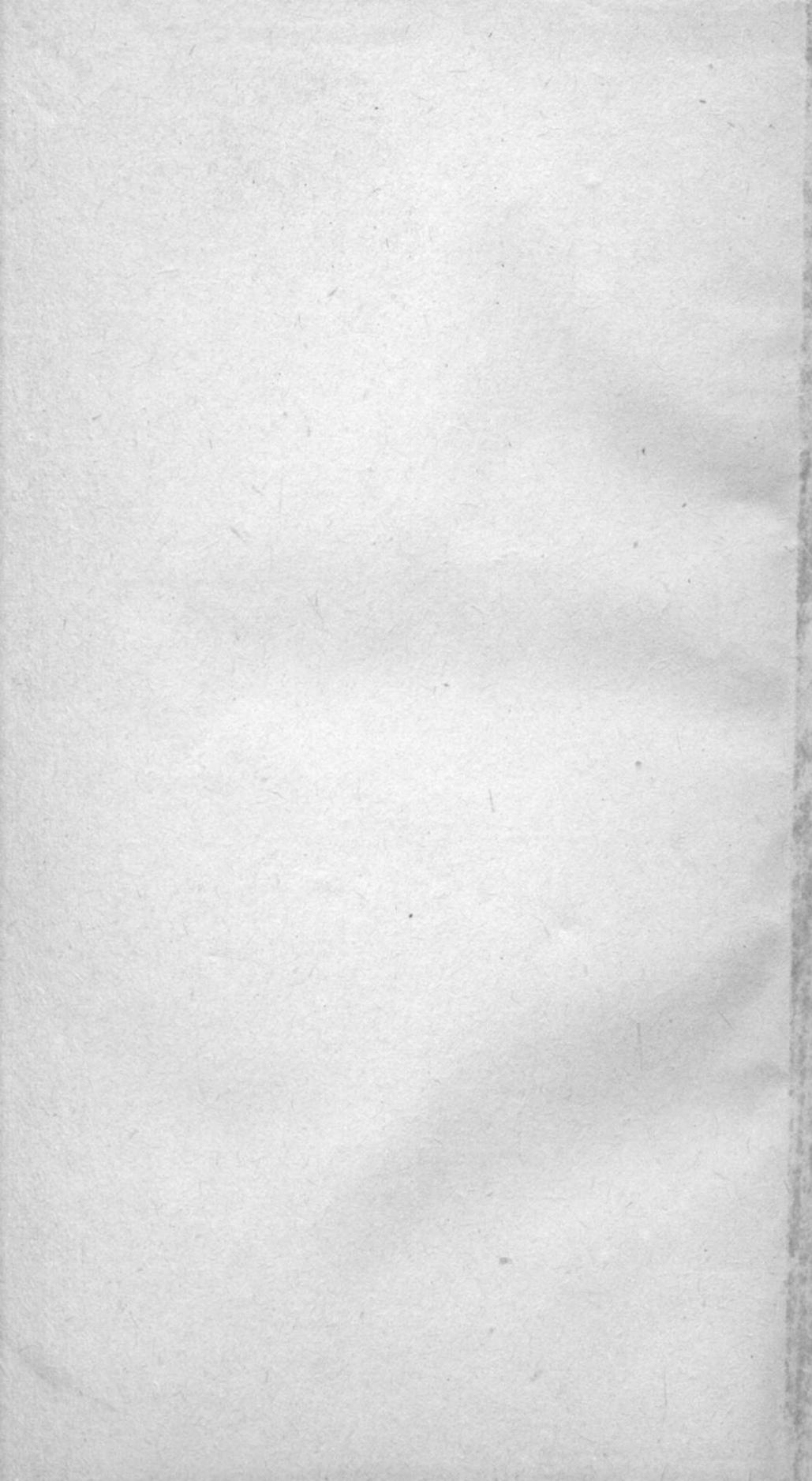
Universitäts-Bibliothek Wien

I

182.140

6





Waterländische Merkwürdigkeiten:

Biographien berühmter und ausgezeichneten Männer; Erzählungen aus der Osterreichischen Geschichte; Schilderungen großer Städte, merkwürdiger Völker, der Sitten, Gebräuche und des Gewerbsfleißes derselben; Beschreibungen der Naturwunder und Naturerscheinungen, der Natur- und Kunst-Producte, wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, schöner und edler Handlungen im Osterreichischen Kaiserstaate u. s. w.

Ein

belehrendes und unterhaltendes

Lesebuch

für die Jugend

zur

Bildung des Verstandes, Beredlung des Herzens, Belebung des sittlichen Gefühls, Beförderung der Waterlandsliebe und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Von

Leopold Chimani.



VI. Theil.

Wien, 1819.

Auf Kosten des Verfassers, und im Verlags-Gewölbe der k. k. Schulbücher - Verschleiß - Administration bey St. Anna, in der Johannis - Gasse Nro. 1039.





J. Schindler del.

Seher sc.

Papst Pius VII. wird in einem Bothe überschifft.

Des
jungen Staatsbürgers
nützliche Beschäftigungen
in den
Erholungs = Stunden.

Ein
lehrreiches und unterhaltendes
Lesebuch
für
Oesterreichs Jugend.

Von
Leopold Chimani.

W i e n , 1 8 1 9 .

Auf Kosten des Verfassers und im Verlagsgewölbe des
k. k. Schulbücher = Verschleißes bey St. Anna in der
Johannis = Gasse.

182,140/6

Ersatz

Altkauf Erz. Rainer
16. 3. 1951

M

B e s c h l u ß

des

Pränumeranten = Verzeichnisses.

Herr Reichel Joseph, Director der k. k. Haupt- und Industrie-
Schule zu Bruck an der Leitha.

Herr v. Breigler.

C.

Herr Chimani Joseph, Cassier bey der k. k. Bau-Direction.

D.

Herr Dorner.

Herr Dreher.

F.

Freyherr v. Fogy Joseph.

G.

Herr Großmann Matthäus.

H.

Herr Helm.

Herr Hene.

J.

Herr Jordan Franz.

K.

Herr Kaiser Joseph, der Rechte Doctor, Hof- und Gerichts-
Advocat.

Herr König Marcus.

M.

Herr Martinek, Pfarrer in Brühl.
Herr Maur Joseph.
Herr von Molitor.

N.

Herr Nagel Joseph.

O.

Herr Plobeck Carl.
Herr Prensing Michael.

R.

Herr Raidl Leopold.
Herr Rudesch Anton.
Herr Rudolph.

S.

Herr Schmid Joseph.
Herr Schubert.
Herr Strasser Thaddäus, Schüler der IV. Classe.

T.

Herr Theya Martin.

U.

Herr v. Uiale.

W.

Herr Wagner Johann.
Herr Weller Franz, Einnehmer des k. k. Commercial-Gränz-
Zoll-Amtes in Bruck an der Leitha.
Herr Widmann Leopold, Conduct-Ansager in der Pfarre zu
Maria-Hülff.
Herr Winter Carl, Hofmeister.

Z.

Herr Zehetmayr.
Herr Zwinger Marian.

Papst Pius der VII.

Der heilige Vater, Papst Pius VII., hat während seiner mehrjährigen Leiden gezeigt, welche Trostgründe die Religion darbiethet; er hat uns durch sein erhabenes Beyspiel gelehrt, wie man unverdientes Leiden mit Ergebung in den göttlichen Willen, mit Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit, in der zuversichtlichen Hoffnung einer heiteren Zukunft und eines besseren Lebens als frommer Christ ertragen soll. Er übte bey allen seinen Drangsalen die schöne Lehre Jesu, der Liebe und Geduld im vollen Sinne und wahren Geiste des göttlichen Lehrmeisters aus; wie der göttliche Lehrer verzieh er seinen Verfolgern, und vergalt Böses nur mit Gutem.

Zu allen Zeiten und bey allen Religions-Genossen war die Person des Papstes seit vielen Jahrhunderten heilig und unverleßbar. Wir katholische Christen verehren in ihm das Oberhaupt der Christkatholischen Kirche, den obersten Seelenhirtzen, den Statthalter Christi auf Erden. Andere Religions-Parteyen achten in seiner erhabenen Person den Vorsteher der ausgebreitetsten Christlichen Religions-Gemeinde, durch den Gottesfurcht, Fröm-

Waterl. Merkwürdigk. VI. Thl. 2

migkeit und Reinheit der Sitten verbreitet werden; und wenn sie auch in manchen Glaubens-Meinungen abweichen, so ehren sie ihn doch als eine heilige Person.

Doch erst in unserem Zeitalter wurde Papst Pius VII., der durch sein hohes Alter, durch seine erhabenen Tugenden, durch seinen echt apostolischen Sinn, allen, die sich seiner erhabenen Person naheten, Ehrfurcht einflößte, durch Napoleon, der ihm ehemals Freundschaft heuchelte, den er selbst in Paris gesalbet, und dem er die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte, aller seiner Länder, welche die Päpste, seine Vorgänger, durch Jahrhunderte besessen hatten, hinterlistig beraubet, er selbst als Gefangener nach Frankreich geführt. Dort schmachtete er durch fünf Jahre, duldete mit Christlicher Ergebung alle Erniedrigungen und Entbehrungen, bis er in dem siegreichen Feldzuge der Verbündeten im Jahre 1814 seiner Gefangenschaft entlassen, von den Österreichern feyerlich in seine Residenz nach Rom eingeführt, und dann durch die verbündeten Mächte in den vollen Besitz seiner Länder wieder eingesetzt wurde. Ich glaube meinen lieben Lesern etwas Angenehmes zu thun, wenn ich diese ganze Geschichte etwas umständlicher erzähle.

Besitznahme der Stadt Rom durch die Franzosen.

Schon vorlängst waren Irrungen und Zwistigkeiten zwischen dem heiligen Vater und Napoleon wegen Einrichtungen in Religions-Gegenständen, vorgefallen, welche dieser in Frankreich und in dem Königreiche Italien machte, und die der Papst nicht billigen konnte.

Napoleon wendete Schmeichleyen, und da diese nichts fruchteten, endlich auch Drohungen an, um den heiligen Vater nach seinem Willen zu bewegen. Doch das ehrwürdige Oberhaupt der Christkatholischen Kirche blieb unerschütterlich, und es billigte nichts, was gegen sein Gewissen war. So gab der heilige Vater uns das nachahmungswürdige Beispiel, daß wir uns in Dingen, welche unser Gewissen nicht gut heißt, weder durch schmeichelhafte Worte, noch durch Gewalt beirren lassen sollen.

Napoleon, welcher der Stärkere war, und der keinen Widerspruch ertragen konnte, sann auf Mittel, mit Gewalt durchzusetzen, was er durch Güte und Drohungen nicht erhalten konnte. Er beschloß, den Papst aller weltlichen Besitzungen zu berauben, dieselben dem Französischen Reiche einzuverleiben, und wenn dieses den heiligen Vater nicht nachgiebiger machen sollte, sich selbst seiner Person zu versichern. Der Eroberer täuschte sich; er kannte nicht die unerschütterliche Denkungsart, den unveränderlich religiösen Sinn des ehrwürdigen Greises, der zwar gekränkt, aber nicht ganz niedergebeugt werden konnte; der Trostgründe bey seinen Leiden in der Reinheit des Gewissens und in den Lehren der Religion fand; der lieber Gefangenschaft und den grausamsten Tod erdulden, als gegen sein Gewissen handeln wollte. Lernet, Freunde, die erhabenen Tugenden des heiligen Vaters achten, lernet einsehen, welche Stützen uns Religion und gutes Gewissen im Unglücke gewähren.

In den letzten Tagen des Janners 1808 zog eine beträchtliche Französische Armee unter Anführung des Generals Miollis von Florenz gegen Rom. An

der Gränze der päpstlichen Staaten, bey *Aquapendente* machte sie Halt. Der General schrieb an Seine Heiligkeit einen Brief, in welchem er freyen Durchzug durch *Rom* nach *Neapel* für diese Armee bath. Der Heuchler betheuerte in diesem Schreiben, nichts sey ihm ungelegener, als die Staaten Seiner Heiligkeit mit seinem Heere zu betreten, er wünsche sich und seinen Soldaten Flügel, um durch die Luft einen Weg nach *Neapel* nehmen zu können, da ihm zu Land kein anderer als durch die Stadt *Rom* bekannt sey. Ungern störe er die fromme Ruhe Seiner Heiligkeit durch den bloßen Anblick der Waffen. Das Geräusch derselben wolle er aufs sorgfältigste bey seinem Durchzuge, wenn der Papst ihn denselben gnädigst zu bewilligen geruhe, vermeiden.

Der heilige Vater mochte wohl den Endzweck dieses vorgeblichen Durchzuges durchschauet haben; er hätte ihn mit seinen Truppen, wenn auch nicht ganz verhindern, doch wenigstens hemmen können. Aber als Oberhaupt der Christlichen Kirche, die nur Liebe befiehlt, wollte er nicht, daß Blut seinetwegen fließe; er gestattete den Durchzug, und wartete mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes ab, was da geschehen würde.

Am 2. Februar 1808, an einem heiteren, warmen Morgen zog eine zahlreiche Abtheilung Französischer Soldaten in *Rom* durch das Thor *del Popolo* ein. Der Zug ging still in strengster Ordnung, ohne Musik, einige Kanonen voraus, Reiterey und Fußvolk folgend, auf dem gewöhnlichen Wege durch die Stadt, der nach *Neapel* führt. Kaum aber waren die Truppen auf diesem Zuge auf dem großen Platze von *Montecarallo* angelangt, in welchem sich gerade der Papst befand, als

der Französische General Miollis die Maske ablegte, und alles Völkerrecht gräuelvoll verlegend, die Kanonen mit brennenden Luntten gegen den päpstlichen Pallast richten ließ. So hielt ein Französischer General dem Oberhaupte der Kirche, zu der er sich bekannte, einem friedliebenden Landesherren, das feyerlich gegebene Wort!! Schande dem Krieger, der mit Bethuerungen höhnisch spielt!

Zu gleicher Zeit war eine andere Truppen-Abtheilung durch das Thor *Angelica* beyhm päpstlichen Pallaste *Vatican* eingezogen, und hatte sich der *Engelsburg*, der Festung *Rom*s, die von päpstlichen Soldaten nur schwach bewacht war, bemächtiget. Ehe man sich noch besinnen konnte, waren schon die Wachen der päpstlichen Soldaten in der Stadt durch Französische abgelöset, welche verdoppelt und verdreyfacht wurden. So wurde *Rom* in aller Stille gegen das feyerlich gegebene Wort eingenommen. Auch die vornehmsten päpstlichen Städte, *Civita Vecchia*, *Ancona* u. a. m., von denen eine bedeutende Gegenwehr zu fürchten war, hatten die Franzosen zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise besetzt.

Der heilige Vater, der in dem Innern seines großen, weitläuftigen Pallastes, bloß von seiner Schweizer-Wache umgeben, wie eingeschlossen war, ertrug diese gewaltsame Besitznahme mit einer Gelassenheit, welche das Volk lange in Zweifel ließ, ob sie nicht mit Bewilligung Seiner Heiligkeit geschehen wäre. Der heilige Vater, die Duldsamkeit, die Liebe, die Sanftmuth selbst, wollte nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben, er wollte nicht einmahl das aufgeregte Volk durch ein

feindseliges Betragen gegen die Franzosen aufmuntern, an denselben Rache zu nehmen.

Anhänglichkeit der Römer an den P a p s t.

Niemahls sprach sich die Ergebenheit des Römischen Volkes gegen Seine Heiligkeit deutlicher aus, als in diesem Zeitpuncte. Anfangs herrschte eine dumpfe Stille auf den öffentlichen Plätzen, in den Kaffee-Häusern und überall. Man erzählte sich die Vorfällenheiten des Tages mit leiser Stimme und heimlich, und alles war in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Alle Römer schlichen mit gebeugtem Haupte einher, die Niedergeschlagenheit konnte man jedem im Gesichte lesen; alle öffentlichen Lustbarkeiten, und auch jene zur Zeit des Carnevals, wo der Armste sein Bett, seinen Werkzeug, ja sein letztes Stück Brot für einen Spottpreis hingibt, um an den lärmenden Vergnügungen Theil zu nehmen, unterblieben; überall war ein dumpfes, leises Gemurmel, gleich jener Stille, welche dem Ausbruche eines fürchterlichen Donnerwetters vorhergeht.

Die Franzosen selbst bemerkten diese geheime Gährung im Volke, und fürchteten sie. Sie getrauten sich keine Änderung in der Landes-Verfassung zu machen, daß es den Anschein habe, als regiere der Papst noch immer, während sie mit seiner Einwilligung das Land militärisch besetzt hielten. Alle Befehle fertigten sie im Nahmen der päpstlichen Obrigkeiten aus. Indessen stieg die Erbitterung des Volkes gegen die Franzosen immer

höher. Nur zu deutlich sah es ein, daß der heilige Vater ohne Macht und freyen Willen, wie belagert in seinem Pallaste, und umgeben von feindlichen Wachen sey. Unaufhörlich drängte sich das Landvolf zu seinem geliebten Vater. Eine Menge Hirten, Ackerleute, Bürger aus Rom und den kleinen Städten u. s. w., denen man den Zutritt zu ihm aus Klugheit nicht wehren wollte, bestürmten ihn täglich mit dringenden Bitten, um die Erlaubniß und seinen Segen zu ihrem Vorhaben, sich ihrer aufgedrungenen Gäste zu entschdigen: sie sagten, daß sie alle möglichen Maßregeln getroffen hätten, in einer bestimmten Stunde alle Franzosen ohne Ausnahme der Person im ganzen Kirchenstaate zu vernichten. Aber hier zeigte sich wieder die Großmuth, die Christliche Duldsamkeit, der von aller Rachsucht entfernte religiöse Sinn des heiligen Vaters. Er rieth dem Volke von allen gewaltsamen Mitteln ab, er ermahnete es, zu dulden und zu leiden, seinen Feinden zu vergeben, und nicht Rache an ihnen zu nehmen. »Bey Gott ist die Rache,« sprach er, »der diese Strafe unserer Sünden wegen über uns verhänget hat.« Solche väterliche Ermahnungen erstickten die Rachgier in den Herzen der erbitterten Römer, und fesselten sie mit allen Banden religiöser Liebe und Verehrung an ihren Fürsten, den Mann nach dem Herzen Gottes, den sie schon lebend zu den heiligen Duldern rechneten. Selbst den Franzosen flößte diese Hingebung, diese Schonung gegen seine Feinde, diese Christliche Liebe, mit der er das Volk von allen Gewaltthätigkeiten abmahnte, Ehrfurcht ein, und Mollis und andere Generale schrieben in ihren Berichten an Napoleon, daß sie einzig der Mäßigung

und dem weisen Betragen des Papstes ihr Leben und ihre Sicherheit verdanketen; denn die Stimmung des Volkes sey wie eine Mine, die jeden Augenblick zu springen drohe. So ehrten selbst die Feinde die erhabenen Tugenden des heiligen Vaters.

Die Treue eines Buchdruckers wird auf die Probe gestellt.

So wie Papst Pius das Römische Volk von jeder Gewaltthätigkeit gegen seine Unterdrücker abhielt, so ermunterte er es auch zur standhaften Ergebenheit gegen seine Person, und mahnte es ab, nichts zu unternehmen, was die ihm angelobte Treue verletzen, oder die Absichten des Feindes befördern könnte.

General Miollis ließ in Rom alle Verordnungen, Befehle, Anschlag-Zettel u. dgl. in seiner aus Frankreich mitgebrachten Druckerey drucken. Da sie aber einst zu allen Arbeiten nicht hinreichte, übergab er einen Theil derselben einem Buchdrucker zu drucken, der im päpstlichen Solde stand. Dieser fragte sich beyhm Papste an, ob er sie verfertigen dürfe. Der Papst fragte ihn: »In wessen Dienste stehest Du?« — »In den Diensten Eurer Heiligkeit.« — »Wer hat Dir außer mir zu befehlen?« —

Der Buchdrucker ging zum Französischen Generale, und erklärte ihm umständlich, daß er ihm nicht Folge leisten könne, indem es ihm sein Fürst verböthe; er erhielt aber zur Antwort: »Drucke, oder Du wirst ins Gefängniß wandern!« Der Buchdrucker wendete sich an den Papst, und bath, ihm die Arbeit zu erlauben, da

er dazu gezwungen werde, und gegen Gewalt nichts ausrichten könne.

»Arbeitest Du für den General,« sprach der heilige Vater, »so bist Du mein Diener nicht; Du hörst auf es zu seyn, so bald Du mir nicht gehorchest! Ich zwinge Dich ja nicht, mir zu dienen. Geh und folge denen, die Dich zum Sklaven machen, wenn Du feig die Gefahr fürchtest!«

Tief beschämt ging der Buchdrucker fort. Die Festigkeit, mit welcher der heilige Vater gesprochen hatte, machte ihm Muth, und standhaft stellte er sich vor den General und sprach: »Ich bin arm, und habe sechs Kinder und mein Weib ohne Brot zu Hause; aber ich bin ein Diener des Papstes, ich habe ihm Treue gelobet; ich drucke Eure Arbeit nicht, solltet ihr mich auch ins Gefängniß werfen.« Die Franzosen achteten die standhafte Treue dieses Mannes gegen seinen Fürsten, und getrauten sich aus Furcht eines Aufstandes unter dem Volke nicht, ihn zu züchtigen.

Standhaftigkeit des Papstes.

Von dem unerschütterlichen Sinne des heiligen Vaters zeigt auch folgende Begebenheit. General Miollis mußte auf Napoleons Befehl dem Papste eine Contribution auferlegen. Standhaft antwortete der heilige Vater dem Generale: »Ich habe kein Geld, aber ich gebe das Kostbarste meines Schazes, die reiche Tiare (dreifache Krone und das Zeichen der päpstlichen Würde), welche ohnehin nicht dahin gehört.« Er schickte sie ihm. Miollis erkannte sie sogleich für dieselbe, die Napo-

Leon dem Papste bey Gelegenheit der Krönung in Paris verehrt hatte, und er wagte es nicht, sie zu nehmen. Der heilige Vater zeigte dadurch deutlich, daß er von einem Monarchen kein Geschenk behalten wollte, der alle Rechte der Menschen und der Völker so gröblich verlegt.

Da man einsah, daß man das Römische Volk in der Treue und Ergebenheit gegen seinen Fürsten nicht beirren könne, so both Napoleon dem Papste durch den General Miollis eine Pension von einigen Millionen Franken, und eine seiner Würde angemessene Residenz zu Avignon in Frankreich gegen dem an, daß er seine Besitzungen an ihn abtrete. Er drohte ihm mit lebenslänglicher Gefangenschaft, falls er das Anerbieten ausschläge.

Der Papst, von seinen Cardinälen umgeben, ließ sich durch keine Drohungen verleiten, diesen Antrag anzunehmen. »Was nicht mein ist,« sprach er, »kann ich nicht abtreten. Die Besitzungen der Päpste sind ein Eigenthum der Kirche, ich kann nicht verschenken, was mir nur zur Verwaltung anvertraut ist.« — Sehet hier wieder, liebe Freunde, den standhaft redlichen Mann, den keine Drohungen schrecken, der lieber leiden, als gegen seine Überzeugung handeln will.

Öffentliche Beweise der Anhänglichkeit der Römer an den Papst.

Durch diesen festen Entschluß des heiligen Vaters, der dem Volke nicht unbekannt bleiben konnte, wurden die Römer wie treue Kinder ihrem geliebten Vater, dem

Papste, nur immer mehr anhänglich, und äußerten ihre Treue bey jeder Gelegenheit. Die öffentliche Trauer während der ganzen Zeit der Französischen Herrschaft war Beweis genug, welchen warmen Antheil das Volk an der mißlichen Lage seines Fürsten nahm.

Es trat die Carnevals-Zeit des Jahres 1809 ein. Alles war still und niedergeschlagen. General Miollis wollte die Römer mit Gewalt zwingen, lustig zu seyn. Er ließ in Rom an allen Straßen-Ecken anschlagen: »Carneval auf Befehl der Obern.« Er wollte das in dieser Zeit gebräuchliche Pferde-Rennen anstellen; aber weder durch Bitten noch durch Drohungen konnte er Pferde zum Rennen von den Römern erhalten. Er ließ Französische Dragoner-Pferde zum Wettrennen abrichten, und alles vorkehren, um dieses Schauspiel glänzend zu machen. Aber kein Römer wollte sich als Arbeiter brauchen lassen, um die Rennbahn herzustellen, kein Lohnkutscher um Sand zur Bedeckung der Bahn herbeizuführen, keine Römerinn, um sich zu maskiren, welche sonst in den zierlichsten Masken sehr zahlreich dabey erschienen; er mußte die Zuchthäuser und Galoeren öffnen, um Arbeiter und Masken zu haben.

Der Tag zum Wettrennen, womit der Carneval beginnt, erschien endlich. Die Rennbahn war leer von Zuschauern. Statt der prächtigen Decken und Tapeten, die sonst aus allen Fenstern der Häuser in den Umgebungen dieses Platzes herab hingen, Statt der gepußten Leute, die auf denselben heraus sahen, Statt der unzähligen Lichter, die angezündet wurden, eilten die Bewohner der Häuser nächst der Rennbahn, schleunigst alle Hausthüren und alle Fensterläden zu verschließen. Fran-

zösische Truppen zogen in einsamer Stille auf, und sie waren die Einzigen, die ihre eigenen Dragoner-Pferde rennen sahen. Hierdurch sprachen die Römer doch deutlich aus, was sie hindere, fröhlich zu seyn, und mit wem sie auf keine Art ihre Vergnügungen theilen könnten.

Exaltations - Fest.

Noch deutlicher zeigte sich dieses bald darauf am 21. März 1809, dem Jahrestage, an dem Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. So lange Päpste sind, ist der Tag der Erhebung zur päpstlichen Würde immer ein Volks-Fest gewesen. Es hat sich vor allen andern durch ein feyerliches Hochamt in der St. Peters-Kirche und durch Beleuchtung der päpstlichen Gebäude ausgezeichnet.

Diesmahl aber machte sich das Römische Volk, um dem Papste seine Verehrung und Anhänglichkeit in dem bedenklichsten Zeitpuncte auf eine unzweydeutige Art an Tag zu legen, eines der größten Feste an diesem Tage. Ganz Rom wurde hell erleuchtet, jedes Fenster mußte Licht oder Lampen haben bis in die kleinsten entfernten Winkel und Gäßchen, und selbst im Innern der Höfe; und wo sich eines unerleuchtet finden ließ, wurde es von Buben, die gewöhnlich die öffentliche Freude mißbrauchen, eingeworfen. Dieses Schicksal hatten die Fenster vieler unachtsamen Franzosen. Selbst Miollis und die meisten Französischen Officiere und Beamte erheuchelten Theilnahme an diesem Volks-Feste, und beleuchteten ihre Fenster.

So gewährte Rom den prachtvollen Anblick einer

ungeheuren Stadt von einem inneren Feuer beleuchtet, bey dem eben so viele Lichter brannten, als Herzen für ihren gekränkten Fürsten warm schlugen. In dieser ungeheuren Lichtmasse war nur die große, breite Treppe von weißem Marmor, die von dem großen Plaze nach *Trinita de' Monti* führt, finster, weil diese zu erleuchten niemand gezwungen werden konnte, und auch keine Fenster gegen dieselbe waren, durch deren Licht die Treppe hätte hell werden können. Da trugen die sämtlichen Lastträger in Rom, die mehr oder weniger alle ihren größten Erwerb von dieser Treppe haben, weil sie für Pferde und Esel ungangbar ist, die Kosten zusammen, und beleuchteten herrlich diese Treppe, die einen Raum von 150 Quadrat-Fuß einnimmt.

Dieser Lichtglanz lockte Alles aus den Häusern hervor; Alles lebte in den Straßen und auf den Plätzen, die Menge wogte wie ein Meer, überall auf und nieder; Alles glänzte von Gold und Seide; es hatte jeder ein festliches Kleid angethan; prächtige Decken und Tapeten hingen aus den Fenstern herab; Wagen und Pferde waren wunderbar geziert, mit Flitter-Gold und bunten Bändern, und zugleich herrschte eine so tiefe, geheimnißvolle und feyerliche Stille in dem großen Menschengewirre, daß dieses Fest auf alle Weise für einzig in seiner Art gelten muß. Dieses stille Wogen der Menge erhob unwillkührlich jedes Gemüth zur feyerlichen Stimmung der Andacht. Es füllten sich die Tempel Gottes, und laut bethete das Volk für die Erhaltung seines geliebten Fürsten.

So haben die Römer, von ihren Unterdrückern umgeben, ihre Treue und Anhänglichkeit an den heili-

gen Vater auf die deutlichste Art geäußert. Sie waren für die Franzosen so wenig als ihr Fürst zu gewinnen. Mehr als ein General wurde von Paris an den Papst abgeschickt, um ihn zu bewegen, der weltlichen Oberherrschaft zu entsagen, aber vergebens. Mollis selbst sagte in seinem Berichte an Napoleon: »Es ist durchaus nichts auszurichten mit diesem Manne, der die Standhaftigkeit hat, ein Märtyrer zu werden, wenn man gegen sein Gewissen etwas von ihm verlangt.«

Die Französische Regierung wird eingeführt.

Napoleon befahl nun, Gewalt zu brauchen. In allen Theilen des Kirchen-Staates wurden die Französischen Truppen aufs doppelte und dreifache verstärkt, alle kleinen Städtchen und Ortschaften erhielten feindliche Besatzung, und am 9. Junius 1809 wurde die Französische Regierung öffentlich eingeführt. Nun sah das Volk deutlich, woran es war, und erwartete nur einen Wink des Papstes, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Niemand blieb in den Häusern; den ganzen Tag und die Nacht wimmelten die Straßen von Menschen, alles war in stiller Gährung. Am meisten drängte man sich auf den Platz von Monte cavallo, wo der Papst wohnte. Doch der heilige Vater gab ein erhabenes Beyspiel der Duldsamkeit und Mäßigung gegen seine Feinde; er verwies das Volk zur Ruhe, und unterdrückte mit Christlicher Sanftmuth die Gährung nahe am Ausbruche.

Entführung des Papstes.

Gegen die Mitte Julius, da durch die Zeit die Erbitterung über die neu eingeführte Verwaltung etwas gemildert worden war, hatte sich Miollis, mit geheimen Aufträgen von Napoleon versehen, eine Nacht gewählt, in welcher er den Papst entführen wollte. Alles war in der Stadt ruhig, und die vornehme Welt bey einem glänzenden Feste versammelt. Da drangen Französische Soldaten unerwartet in das Hauptthor des Pallastes, in dem der Papst wohnte, auf dem Monte cavallo ein, und überrumpelten die Päpstlichen Schweizer-Garden in demselben Augenblicke, als schon der Französische Platz-Commandant durch eine Seitenthür eingeschlichen, und bis in das Cabinet des Papstes gedrungen war. Hier sprengte er die Thür, fand den Papst im Bette, erwachend von dem unerwarteten Lärm, und kündigte ihm ohne weitere Umstände an, daß er Befehl habe, ihn abzuholen. Mit einem Blicke gen Himmel, ohne irgend ein Wort zu sprechen, ohne die geringsten Vorbereitungen zu der Reise zu machen, ja selbst ohne einem Kammerdiener zu flingeln, nahm der ehrwürdige Greis ein Oberkleid, das auf einem Stuhle neben seinem Bette lag, zog es an, und folgte seinem Pharisäer-Knechte die kleine Wendeltreppe hinab, wo ein Wagen ihn erwartete. Der Franzose selbst war verwundert über die Gelassenheit und Standhaftigkeit, mit der der ehrwürdige Greis in sein Schicksal sich fügte. Doch Religion und Tugend waren die Stützen, die ihn in seinem Unglücke

aufrichteten, die ihm Kraft und Stärke gaben, es zu ertragen.

Der heilige Vater nahm Platz in dem ihm angewiesenen Wagen. Der General setzte sich selbst auf den Kutschensitz; einige Dragoner mit gezogenen Säbeln ritten nebenher, und so gings eilig durch das Thor del P o p o l o hinaus über P o n t e m o l l o, wo zwey Reisewagen mit dem Cardinal - Staats - Secretair P a c c a, unter Bedeckung von vier Mann Sicherheits-Wache, (Gens-d'armes), schon warteten, und mit diesen wurde der Papst als Staats-Gefangener, ohne alle Bequemlichkeit, so schwach und krank er war, fortgeführt. Denn der ehrwürdige Greis litt seit langen Jahren an zweyen der schmerzhaftesten Krankheiten, an Stein und Bruch.

So ging die Reise schnell, und so viel möglich mit Verheimlichung des hohen Gefangenen nach F l o r e n z. Dort nahm man ihm seinen bisherigen Begleiter, und gab ihm dessen Bruder, den Prälaten P a c c a mit, und mit ihm reisete er über A l e s s a n d r i a und T o r t o n a nach G e n u a, wo er unter gleicher Begleitung am 13. Julius anlangte. So war die Lage des heiligen Vaters. Entrissen seinen getreuen Unterthanen, die ihn von Herzen liebten und verehrten, ward der tiefgefränkte, schwächliche Greis von gedungenen Kriegsknechten wie ein Verbrecher fortgeschleppt; ihm waren alle Bequemlichkeiten, deren ein hohes Alter so sehr bedarf, versagt; von den Cardinälen, von seinen Freunden und Rathgebern war er gewaltsam getrennt, und selbst vor dem Volke verborgen, deren Zuneigung und Verehrung ihm einigen Trost in seinen Leiden verschaffen konnte. Wer ist nicht vom Mitleiden bewegt, der die Leiden des hei-

ligen Vaters erwäget, wer bewundert nicht dessen Starckmuth, Geduld und Hingebung! Nur ein tugendhaftes Herz mit religiösem Sinne kann solche unverdiente Leiden ohne Murren ertragen.

Außerung der Verehrung des Papstes bey dem Volke.

Die höchste Wachsamkeit der Französischen Polizen hatte nicht verhindern können, daß die Reise und Ankunft des hohen Gefangenen in den betreffenden Gegenden allgemein bekannt geworden war. Überall erwartete man ihn an den Straßen, um ihm Verehrung zu bezeugen; von Genua, welche Stadt damahls schon lange unter Französischer Oberherrschaft gestanden war, reiseten mehrere Personen ihm entgegen, und ließen ihm auf ihre Kosten Mittags- und Abendmahl auf verschiedenen Stationen bereiten, wovon der Papst jedoch nichts genießen wollte. In Genua selbst sammelte sich das Volk in allen Straßen, durch welche der heilige Vater durchfahren sollte. Aber die Polizen, welche in der volkreichen Stadt einen Auflauf befürchtete, ließ ihn nicht durch die Stadt ziehen; sie ließ ihn aus den Wagen aussteigen, schiffte ihn zu Castagna ein, und ließ ihn auf dem Meere um den Hafen von Genua herum führen nach dem Dorfe St. Pietro di Arena, wo sich die Kutschen befanden; aber statt des bisherigen Begleiters Pocca fand er hier abermahls einen andern, den Cardinal Doria. Die Genueser waren haufenweise hinaus ans Meer geeilet, um den heiligen Vater zu sehen.

Papst Pius VII. wird in einem Bothe
überschifft.

Wie die Überfahrt geschah, wollen wir aus dem Munde eines gemeinen Bothsmanneß hören, der den heiligen Vater überschiffte. »Mein Both,« erzählt er, »schwankte in Castagna am Ufer, und wurde von den Wellen geworfen, so daß das Bret, welches wir vor dem Bothe nach dem Lande zum Einsteigen ausgeworfen hatten, gar nicht halten wollte. Ein alter Geistlicher, (der Papst, welchen der Bothsman nicht kannte,) stand lange davor, und konnte immer nicht Fuß fassen, und niemand reichte ihm die Hand. Ich sah ihn immer an, und wußte nicht, was ich denken sollte; das wußte ich wohl, daß der Papst heute kommen sollte, aber daß er so allein und unansehnlich da stehen könne, und daß ich zu so großer Ehre, ihn überzuschiffen, aufgehoben seyn sollte, das kam mir nicht in den Sinn; und da man mich miethete, hatte man mir auch nichts gesagt. Ich wußte nicht, ob ich ihm einsteigen helfen, oder ob ich auf die Knie vor ihm fallen sollte.

Endlich gab ich ihm die Hand; er ergriff sie mit der einen, und stützte sich mit der andern auf meine Schulter, und stieg so ins Both. Ehe er sich setzte, gab er mir den heiligen Segen, und dieser ging mir gerade ins Herz. Ich sah nun, was das für ein Mann war, dem ich ins Schiff geholfen, und fiel auf die Knie im Bothe, aber die vier Sicherheitswächter (Gens-d'armes), die mit einstiegen, droheten mir. Da habe ich fleißig gerudert; aber ich habe ihn immer angesehen. Er zitterte am ganzen Leibe vor Kälte, und klapperte

mit den Zähnen; er war so leicht gekleidet, o wie erbarmte er mir da! Ich wußte lange nicht, ob ich dürfe; endlich faßte ich Herz, zog die Jacke aus, und hing sie dem armen Greise um. Da machte er drey-mahl das Kreuz über mich, und sprach einige Worte; ich fiel platt nieder aufs Gesicht, und Carluccio, mein Boths-Knecht auch, und die Franzosen nahmen die Hüte ab; das war gerade, als wir nahe bey'm Leuchtturme waren.«

»Wie wir landeten: da wollte das Both nicht stehen; ich mußte mit Carluccio ins Wasser treten, um es zu halten. Es drangen so viele Französische Soldaten vom Lande auf das Both zu, und hohlt'n ihn heraus; aber er sah sich nach mir um, und gab mir das Wamms wieder. Ich habe genug gerufen: Behaltet es, behaltet es, um euch vor der Kälte zu schützen! Aber es ging so schnell, die Soldaten umringten ihn, und er war gleich fort. Hernach drängte sich alles Volk auf mich zu, und sagte: Ach Giuseppe! welches Heil ist dir widerfahren, du hast den heiligen Vater gefahren! — Ich habe dabey wie ein Kind geweint.«

Bev diesen Worten erstickten abermahls Thränen die rauhe Stimme des Bothsmannes, und rannen über die braunen Backen herab. Der Schiffer hatte eben die Jacke über den Arm hängen, als er dieses erzählte. Einige Verehrer griffen darnach, und bathen ihn dringend, sie ihnen zu verkaufen, so theuer er immer wolle. »Nicht für 1000 Livre!« (316 Gulden 40 Kr. Conventions-Münze) rief er, und hielt sie hoch in die Höhe. Die Andern drängten sich hinzu, jeder faßte das Wamms an, betrachtete es verwundernd, und zog es mit der Hand; und wenn einer ein Wort vorbrachte, so war es immer

nur: Ach, Guiseppe! Du hast den heiligen Vater gefahren.« So äußerte jeder seine tiefe Verehrung gegen den unglücklichen Papst Pius VII.

Reise des Papstes in Frankreich.

Von Genua ging die Reise nach Turin in Piemont, (damahls unter Französischer Herrschaft.) Mit Sehnsucht erwartete man dort den heiligen Vater; aber man fuhr ihn Nachts um die Stadt herum, und dann gings über den Berg Genevre eiligst fort nach Grenoble und Avignon in Frankreich.

Als der erhabene Gefangene das Altfränkische Gebieth betreten hatte, glaubte man so großer Vorsicht nicht mehr zu bedürfen. Man raubte ihm die letzte Stütze, und schickte den Cardinal Doria zurück, und ließ nun den Papst ohne alle andere Begleitung als seine eilf Mann Wache. Man entzog seinen Anblick nicht mehr so ängstlich dem Volke. Aber auch in Frankreich hatten die Stürme der Revolution nicht alles religiöse Gefühl und alle Achtung für die Diener der Religion erstickt; auch dort erkannte man das Oberhaupt der Katholischen Kirche noch an, und verehrte es, und niemand hatte die Gewaltthätigkeiten gebilliget, die Napoleon an dessen geheiligter Person verübte. Jedermann war von Ehrfurcht und Mitleiden durchdrungen. Wohin er kam, strömte ihm das Volk von allen Seiten zu; in allen Städten, durch die er reisen mußte, waren immer schon alle Rosenkränze, Heiligenbilder, Crucifixe vorher aufgekauft. Ganze Kisten voll davon wurden ihm zugetragen, daß er sie nach dem Gebrauche

dieses Landes segnen sollte. Das Volk erbath sich seinen Segen, und ging getrost, den heiligen Vater gesehen zu haben, nach Hause. Der Ruf von seiner Reise erscholl durch alle Umgegenden, und zog weit und breit viele Menschen herbey. Durch ganz Frankreich und nach Spanien sandte man Tausende solcher eingesegneter Rosenkränze, Heiligen- und Kreuzbilder als Geschenke, als durch den Segen des Papstes geheiligte Gegenstände, welche die Empfänger in dieser traurigen, hoffnungslosen Zeit an die Duldsamkeit, Starkmuth und Gelassenheit des heiligen Vaters erinnern, ihren Muth und den Glauben an die göttliche Vorsehung aufrecht erhalten, und sie in ihren Widerwärtigkeiten durch die Erinnerung an das Leiden des heiligen Vaters trösten sollten.

Papst Pius tauft ein Kind.

Als Pius VII. durch Frejus, einer kleinen Stadt der Provence, reisete, in deren Nähe Napoleon bey seinem Zuge aus der Insel Elba landete, trat er in dem dortigen Wirthshause ab, gerade in dem Augenblicke, als die Frau des Wirthes einen Sohn zur Welt brachte. Der Wirth ließ geschwind einige Zimmer aufschließen, und ging erst nach glücklicher Geburt des Kindes zu dem Papste hinauf, um sich über die Unordnungen zu entschuldigen, welche im Hause wegen des Wochenbettes seiner Frau herrschten. Seine Heiligkeit sprach sehr gütig und herablassend mit ihm, und als am folgenden Tage der Wagen zur Fortsetzung seiner Reise vorfuhr, und er eben gehört hatte, daß die Kranke schon

besucht werden könne, forderte er so gar, sie selbst zu sehen.

Hoch erfreuet, wie im Triumphe führte der Wirth, der sich die Ehre nie hätte träumen lassen, einen so hochverehrten Gast unter seinem schlechten Dache zu beherbergen, den heiligen Vater in das Wochenzimmer. Alle, die da waren, standen wie steinerne Bilder, und sahen Pius VII. ehrfurchtsvoll an. Auch die Kranke richtete sich ehrerbiethig auf; er aber zwang sie, sich niederzulassen, setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett, fragte nach dem Kinde, und als man es ihm hinhielt, taufte er es so gleich, gab ihm den Namen Gregor Bartholomäus, und hing der Mutter seinen eigenen Rosenkranz um.

Alle waren auf die Knie gefallen, die Wöchnerinn, vom Vergnügen betäubt, in eine fromme Verzückung gesunken, und da sie aufblickten, sah niemand mehr den heiligen Vater; er war schon abgereiset, und allen schien die ganze Erscheinung nur ein Traum zu seyn. Jeder nahm den Rosenkranz in die Hand, um sich vollkommen zu überzeugen, daß alles wirklich gewesen war.

Der Ruf dieser Geschichte durchlief alle nahen und fernen Gegenden. Aus ganz Provence, Languedoc, Dauphiné, Savoyen und Piemont strömte eine Menge Volkes an diesen Ort und in dieses Haus zusammen, welches den frommen Christen durch den Aufenthalt des heiligen Vaters ehrwürdig geworden war; jeder wollte das überaus glückliche Kind sehen, welches durch die Hand des Papstes in die Christliche Kirche eingeführt worden war; man wollte die Ältern kennen, denen ein so großes Heil widerfuhr, und alle Straßen zu

dem merkwürdigen Orte waren eine Zeitlang von Pilgern besetzt, die dorthin wallfahrteten, und allen erzählte der Wirth mit vieler Rührung und Selbstzufriedenheit die vorstehende Geschichte.

Papst Pius wird nach Savona zurück geführt.

Dieses große Ansehen des Papstes in Frankreich, und eine solche Anhänglichkeit des Französischen Volkes an seine Person schien man nicht erwartet zu haben. Doch da schon der Katholische Christ das Oberhaupt der Kirche hoch verehret, sollte bey dem Anblicke der unschuldigen Leiden des ehrwürdigen Greises, bey dem Anblicke seiner Seelengröße und Geduld diese Verehrung nicht zugenommen haben? — Nach einem kurzen Aufenthalte in Avignon führte man ihn, die Anhänglichkeit des Volkes fürchtend, auf anderen Wegen wieder zurück nach Aix in der Provence und nach Nizza in Piemont. Hier mußte der Kranke Greis seinen Reisewagen verlassen, ein Maulthier besteigen, und so mehrere Tage einen höchst beschwerlichen Weg über das steile Gebirg, das Meer in unabsehbarer Tiefe neben sich, wo oft dem kühnsten Genssen-Jäger schwindelt, zurücklegen; in Sasona, einem kleinen Städtchen unweit Genua, wurde Halt gemacht, und in diesem Felseneste hat Pius VII. mehr als drey Jahre völlig allein, von 11 Wachen umgeben, unter Kränkungen und Entbehrungen aller Art, so daß er nicht einmahl die nöthige Kleidung hatte, zu bringen müssen.

Aufenthalt des Papstes Pius in Savona.

Während seiner Gefangenschaft in dieser Stadt lief auch das Volk von nahe und ferne zusammen, den heiligen Vater zu sehen, und seinen Segen zu empfangen. Überall erhielt er die unzweideutigsten Beweise der tiefsten Verehrung. Man drängte sich um das Haus, das er bewohnte, man wurde immer ungeduldiger und unruhiger; die Wachen wurden eiligst verstärkt, und alle Macht mit Nachdruck angewandt, daß das Volk nicht Gewalt brauche, den heiligen Vater zu befreien. Doch der ehrwürdige Dulder sprach auch hier im Geiste der Sanftmuth und Christlichen Hingebung zu dem Genuesischen Volke, und mahnte es von aller Gewaltthätigkeit für seine Person ab, indem er es durch die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes tröstete, der diese Leiden über ihn verfügt hatte: eben so wie er das Landvolk in Rom zur Ruhe verwiesen hatte, wenn es ihn auf dem Monte cavallo bestürmte, daß er ihm die Erlaubniß geben möchte, für seine Person alles zu wagen.

Um das Volk entfernter zu halten, und dasselbe doch durch den ersehnten Anblick des heiligen Vaters einiger Maßen zu befriedigen, wurden eigends erhöhte Stege angelegt, welche zu verschiedenen kleinen Capellen im höchsten Gebirge, von der Wohnung des Papstes aus, führten. Von denselben wurden die Altäre so gerichtet, daß sie weit und breit zu sehen waren. Dahin begab sich dann Papst Pius VII. jeden Sonntag, und oft auch an Wochentagen, um öffentliche Messe zu lesen, das Volk zu segnen, oder zu ihm zu sprechen. Scharfe Wachen hielten dabey das Volk in gehöriger Entfernung,

so zwar, daß der heilige Vater auf dem ganzen Wege und von der Capelle gesehen, auch allenfalls gehört werden konnte, wodurch die aufgeregte Menge wirklich jedes Mahl beruhiget wurde.

Wie konnte es auch anders seyn? Die heiligste Ehrfurcht ging vor dem sanften Dulder einher; überall neigten sich die Häupter unwillkürlich, und empfingen die Segnung, das Zeichen des heiligen Kreuzes, von seiner Hand. Allmächtig ergriffen im gläubigen Herzen, fiel die Menge nieder auf die Knie, hochverehrend den durch seine Tugenden geheiligten Vater. Aus seinem frommen Antlitz ergoß sich tiefe Andacht in die bethenden Seelen. Der edle Ausdruck seiner Gesichtszüge war der wahre Spiegel seines edlen Gemüthes. Sein leuchtendes, lebhaftes Auge; der hohe Ernst in seinen Mienen kündigten die Größe seiner Seele, aber auch zugleich jene unaussprechliche Güte und Sanftmuth an, die ein hervorstechender Zug seines Charakters sind, und ihm die Herzen aller, die sich ihm nahen dürfen, auf ewig gewinnt, und an sich fesselt.

Nach der Entführung des Papstes schalteten die Franzosen ganz frey über den Kirchenstaat. Er wurde mit Frankreich vereinigt, und Rom zur zweyten Hauptstadt des großen Französischen Reiches erklärt, von der auch der Kronprinz den Titel: König von Rom führen sollte.

Fernere Geschichte der Gefangenschaft und Befreyung aus derselben.

Im Jahre 1812 wurde Papst Pius nach Fontainebleau abgeführt, wo er blieb, bis im Feldzuge

1814 die Kosaken bis in diese Gegend vordrangen. Wiederholt bestürmte man ihn, der weltlichen Oberherrschaft, die man ihm schon geraubt hatte, zu entsagen, und die kirchlichen Einrichtungen in Frankreich zu billigen. Der heilige Vater blieb mitten in seinen Drangsalen unerschütterlich standhaft. Napoleon gab vor, sich mit ihm ausgesöhnt zu haben, und bereitete ihm einen gemächlicheren Aufenthalt in Fontainebleau. Papst Pius VII. widersprach feyerlich diesem Vorgehen, und hob den Kirchenbann nicht auf, in den er Napoleon wegen der widerrechtlichen Eingriffe in Kirchenangelegenheiten, welche die Lehren der Religion zu beirren droheten, schon früher gelegt hatte.

So standen die Angelegenheiten zu Anfang des Feldzuges 1813. Die Heere der Verbündeten, des Kaisers von Oesterreich, Kaisers von Rußland, Königs von Preußen, Baiern, Württemberg, und der Fürsten des Deutschen Reiches drangen in den ersten Monathen des Jahres 1814 siegreich bis gegen Paris vor. Napoleon befürchtete, daß der Papst durch die Verbündeten befreuet werden könnte. Er ließ ihn in Frankreich von einem Orte zum andern abführen, und endlich, da es im ganzen Reiche keinen sicheren Verwahrungsort für den heiligen Vater mehr gab, entließ er ihn seiner Gefangenschaft, und gestattete ihm, nach Italien zurück zu kehren. Dort wurde er von der Oesterreichischen Armee feyerlich und mit allen, seinem hohen Range gebührenden Ehren empfangen, überall mit Jubel aufgenommen, und nach Rom, welches die Oesterreichische Armee schon besetzt hatte, geleitet. Die tapferen Oesterreichischen Krieger bildeten auf der Reise und noch lange

Zeit in Rom seine innere Sicherheits- und Ehrenwache, und er ehrte sie entgegen dadurch, daß er dem Hüffaren-Regimente Prinz-Regent, welches immer seine heilige Person umgab, eine Ehren-Standarte zum ewigen Andenken gab.

Als im folgenden Jahre durch den ehemahligen König von Neapel, Joachim Murat, einem getreuen Anhänger Napoleons, ein neuer Krieg gegen Osterreich in Italien entbrannte, und der Feind nach Rom vordrang, flüchtete sich Papst Pius VII. nach Genua. Aber nach sechs Wochen, innerhalb welchen die tapfere Osterreichische Armee alle Heereshaufen der Feinde zerstreute, und den Aſterkönig zur schändlichen Flucht außer Italien zwang, wurde der heilige Vater von den verbündeten Mächten in alle seine ehemahligen Besitzungen wieder eingesetzt, wo er auf den Päpstlichen Stuhl unter dem Frohlocken der ganzen Christenheit thronet.

So waltet der gerechte Arm Gottes. Herrlicher als jemahls zeigt sich in der Leidens-Geschichte des heiligen Vaters, was Religion, ein Vorwurfs freyes Gewissen, Sanftmuth, Gelassenheit, Starkmuth und Duldsamkeit über die Leiden, mit welchen uns Gott heimsucht, vermögen. Nie strahlte Tugend und Gottesfurcht herrlicher, als im Kampfe gegen den eroberungsfüchtigen Religions-Verächter.

Beispiel Deutscher Treue aus den alten Zeiten.

Deutschland war unter zwey Kaisern, Ludwig von Baiern und Friedrich dem Schönen von Osterreich getheilt, welche sich immer bekriegten. Am 28. September 1322 kam es zu Mühldorf, einer Salzburgischen Stadt, zu einer Hauptschlacht, in welcher der Sieg lange auf der Osterreichern Seite war, bis diese in der Hitze des Gefechtes ihren Vortheil übersahen, in Unordnung gebracht und endlich geschlagen wurden. Friedrich gerieth mit 1160 Adelligen aus seinem Heere in Gefangenschaft. Er wurde nach Dornberg, dann nach Ottingen und endlich auf das feste Schloß Trausnitz gebracht, und dort bis zum Jahre 1325 in enger und beschwerlicher Haft gehalten.

Der stolze Sieger verwarf alle Vorschläge, die ihm von den Osterreichern zum Frieden und Auslieferung ihres Kaisers gemacht wurden, und der Krieg entbrannte vom Neuen. Herzog Leopold, Friedrichs ältester Bruder, ein kriegserfahrender und tapferer Held, hatte

noch Macht genug, die Gerechtsame des Osterreichischen Hauses zu vertheidigen; und da Ludwig sah, daß der Krieg mit zweifelhaftem Glücke geführt wurde, suchte er denselben durch einen Vertrag mit dem gefangenen Friedrich zu endigen.

Dieser konnte die harte Gefangenschaft kaum mehr ertragen, und ging schwere Bedingungen ein, um denselben zu entgehen. Er that auf die Kaiser-Krone Verzicht, versprach seine Töchter mit Baierschen Prinzen zu vermählen, und Ludwigen in allen seinen Unternehmungen mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Er beschwor diesen Vergleich, trat zur Sicherheit Burgau an Baiern ab, und wurde, nachdem der ganze Vertrag in Ordnung gebracht war, aus seiner Gefangenschaft entlassen.

Diese Bedingungen hatte Ludwig Friedrichen gleichsam durch Gewalt abgedrungen, und sie waren so lästig, daß die Prinzen des Osterreichischen Hauses dieselben nicht billigen konnten, um so weniger, da der Vertrag ohne ihr Vorwissen abgeschlossen worden war, da sie doch noch immer Macht in den Händen hatten, Ludwigen zu einem billigeren Vergleich zu bewegen. Selbst der Papst, der in diesem Zeitalter noch großen Einfluß auf die Angelegenheiten in allen Europäischen Staaten hatte, mißbilligte diese harten Bedingungen, und erklärte den Eid, welchen Friedrich Ludwigen nicht freywillig, sondern nothgedrungen geschworen hatte, für ungültig.

Friedrich sah nun ein, daß er mehr versprochen hatte, als er zu halten vermögend war. Da der Vertrag und der Eid auf diese Art aufgelöset waren, so hielt

er es auch unter seiner Würde, die Bedingung, welche seinen Vortheil betraf, zu benützen — er wollte sich nicht länger der in der Folge des Vertrages erhaltenen Freyheit bedienen, und kehrte freywillig in die Gefangenschaft seines Nebenbuhlers zurück.

O schönes Beyispiel alter Deutscher Treue und des Edelmuthes! Zwar brachte es in diesem Zeitalter der ehrenfesten Redlichkeit immer Schande, sein mit Handschlag gegebenes Wort nicht zu halten, und jeder mußte sein Versprechen erfüllen, um den guten Ruf unter seinen Zeitgenossen nicht zu verlieren. Aber nach den Begriffen des Zeitalters, in welchem Friedrich lebte, war er durch die Lossprechung des Papstes von aller Verbindlichkeit des Eides enthoben, und nur das Gefühl für Treue und Redlichkeit bey jenem Vertrage konnte ihn bewegen, sich wieder und freywillig der harten Gefangenschaft zu unterziehen.

Ludwig selbst ehrte die Treue und Großmuth Friedrichs. Bald darauf schloß er mit diesem seinen Gegner einen neuen Vertrag, durch welchen sich beyde Regenten als rechtmäßige Könige anerkannten, und übereinkamen, hinfür das Deutsche Reich gemeinschaftlich zu regieren.

A b e r g l a u b e .

Meine lieben Leser müssen sich freuen, daß sie in einem Staate geboren sind, wo durch die landesväterliche Fürsorge der Regenten seit länger als einem halben Jahrhunderte, mehr als vielleicht in einem andern Reiche von Europa, auf wohleingerichtete Schulen gesehen wird, in welchen der Verstand der Kinder aufgeklärt und mit nützlichen Kenntnissen bereichert wird, wo sie durch Gründe der Vernunft und Religion von Aberglauben und schädlichen Vorurtheilen befreyet werden.

Leider gibt es noch Menschen, welche diesen Unterricht nicht gehörig benützt haben, und noch jetzt an Hexen, Zauberer und Wahrsager, an Kobolde, Gespenster und derley Afsanzereyen glauben. Sie verursachen sich selbst ohne Ursache Sorgen, Angst und Schrecken, oft großen Schaden, handeln gegen ihren Nebenmenschen lieblos und ungerecht, und stiften allerley Unheil an. Hier folgen einige Beyspiele von abergläubigen Leuten.

1. Traurige Folge des Aberglaubens.

In dem Dorfe Fr*. gab es noch viele abergläubige Leute, welche Wirkungen verschiedenen Ursachen zu

schrieben, die gar nicht vorhanden waren. So hielten sie oft ihr Vieh für verhext, wenn es aus ganz andern Ursachen krank wurde. Unter die Abergläubigsten konnte man den Nachbar Ludwig M*. rechnen. Zwey Kinder waren ihm nach einander gefallen, weil er ihnen schlammiges, morsches Heu zum Futter gegeben hatte, und bald darauf bekam eines seiner Pferde den Kox. Weil er es nicht besonders stellte, so steckte es auch das gesunde an. Da glaubte Ludwig M*. nicht, daß es mit rechten Dingen zugegangen sey; und nach einigen Wochen, als eine seiner Kühe Blut milchte, ward er seines Verdachtes gewiß, daß sein Vieh verhext sey, und lief zu dem Abdecker in F*. , der als Hexen-Banner berühmt war, und bath ihn, um Geld und gute Worte seinen Stall zu behüthen.

Sonst war es des Wasenmeisters Gewohnheit, der Hexe den Topf zu rühren, und sie zu zwingen, selbst ins Haus zu kommen, und sich als Hexe, die so viel Unheil stifte, zu verrathen. Weil er aber auf diese Weise die unschuldigsten alten Frauen in Verdacht, halbe Dörfer in Uneinigkeit gebracht hatte, so machte er keine Hexe mehr nahmhaft, und begnügte sich damit, im Allgemeinen die Ställe gegen Verzauberung zu behüthen. Seelsorger und Obrigkeiten eiferten dagegen, und suchten die Leute eines Besseren zu belehren; dessen ungeachtet trieb dieser Hexen-Verbanner sein Unwesen, wie wohl nur heimlich, fort. Er bohrte über die Krippe im Stalle, in welchem, seinem Vorgeben nach, verhextes Vieh stand, drey Löcher, steckte in jedes ein mit Abra Kadabra beschriebenes Zettelchen, und schlug, indem er allerley unverständliche Worte murmelte, einen Zapfen

von Herenholz darauf. Dann nahm er geweihten Weihrauch, that ihn in ein Schächtelchen, und grub ihn unter die Stallthür. War dieses geschehen, so nahm er ein Gefäß mit Kohlen, streuete stinkendes Harz darauf, und räucherte damit siebenmahl ins Kreuz, ließ sich drey bis fünf Gulden bezahlen, und versicherte, daß nun der Böse dem Stalle nichts mehr anhaben könne. Meine lieben Leser werden über diese Allfanzereyen lachen, und die Leute bedauern, welche sich durch diesen Betrüger irre führen ließen.

So wenig auch seine Hocus Pocus halfen, und so oft auch in Ställen, welche der Betrüger ausgeräuchert hatte, die Thiere fielen, so blieb doch sein Ruf unter den Abergläubigen aufrecht. Diese sollten nur durch großen Schaden klüger werden. Einer seiner abergläubigsten Verehrer war Ludwig M*; noch keiner hatte für sein dummes Zutrauen so schwer gebüßt, als dieser. Wie der Wasen-Meister dessen Stall räucherte, fiel eine Kohle unvermerkt in die Streu, und es entstand bey der Nacht Feuer. Ludwig M* hörte das Brüllen des Viehes, und entdeckte frühzeitig den Brand. Aus Furcht, daß es bekannt würde, daß in seinem Hause und durch seine Schuld das Feuer entstanden sey, wollte er Anfangs heimlich löschen; der glücklichste Augenblick zur Tilgung der Flamme wurde nur halb benützt; mit schrecklichem Ungestüme brach sie heraus, und ehe die Leute durch die Sturm-Glocke geweckt wurden, standen schon Stall und Haus in vollen Flammen.

Zum Glücke herrschte Windstille, und das Dorf war mit zwey Feuersprizen und allem Löschgeräthe hinlänglich versehen. Die Lösch-Anstalten wurden von dem

Pfarrer und Richter gut geleitet, und so wurde das Dorf erhalten. Nur Ludwigs Haus brannte größten Theils ab, oder wurde niedergerissen. Er war für seinen Aberglauben schwer gestraft, und dem Wasen-Meister wurde sein Handwerk als Hexen-Verbanner niedergelegt. Im Kerker bey Wasser und Brot hatte er durch acht Tage Zeit, bessere Vorsätze zu machen, daß er die Leute durch Aberglauben nicht mehr irre leiten wolle.

2. Ein armes Weib wird als eine angebliche Hexe mißhandelt.

Katharina Schkolak, ein armes Weib in dem Dorfe Brsecz in Böhmen, war durch das Alter so geschwächt, daß sie nichts mehr arbeiten konnte, und bloß von den wohlthätigen Gaben guter Menschen lebte. Sie war oft gezwungen, von Haus zu Haus und auch in den benachbarten Dörfern das Brot sich zu erbetteln. So ging sie am 1. May 1799 nach dem Dorfe Wierzchar, um dort die Gaben von ihren Wohlthätern einzusammeln. Es war ein heißer Tag, und die Schweißtropfen rollten ihr über die blaße, runzelige Stirne. Sie setzte sich im Schatten eines Baumes nieder um auszuruhen. Um sie herum stand die kreuzblättrige Wolfsmilch, eine Gift-Pflanze, die sie nicht kannte. Wenn man den Stängel und die Blätter von derselben abbricht, dringt ein milchartiger Saft heraus, der sehr ätzend ist, die Haut aufrisst, und eine Geschwulst erzeugt.

Die Alte pflückte zum Zeitvertreibe Blätter von dieser Gift-Pflanze ab, und strich den scharfen Milchsaft

auf die Hände, daß sie ganz feucht wurden. Dann wischte sie sich mit den nassen Händen den Schweiß von der Stirne und den Wangen; ihr fiel gar nicht ein, daß dieses nachtheilig für sie seyn könnte.

Aber bald fühlte sie ein heftiges Brennen im ganzen Gesichte. Der giftige Milchsaft war durch die vorher geöffneten Schweißlöcher eingesauget worden. Der Schmerz wurde immer heftiger; der Alten wurde bange, und sie eilte nach Hause. Aber schon auf dem Wege fühlte sie, daß ihr Gesicht hoch aufgeschwollen sey, und das Brennen ward immer ärger.

In diesem Zustande langte sie im Dorfe W r s e c z an. Da kam ihr ein abergläubiges Weib entgegen. Dieser war der 1. May, der Tag P h i l i p p i J a e o b i, an welchem die Hexen nach ihrer Meinung von je her ihr Unwesen besonders trieben, sehr verdächtig, und da sie die Alte in der sehr veränderten Gestalt erblickte, so gerieth sie auf den Gedanken, daß sie eine Hexe seyn müsse. Das Weib fing an, auf die arme Alte zu schimpfen, sie eines Einverständnisses mit dem Teufel zu beschuldigen, und da diese widersprach, so gerieth sie so sehr in Wuth, daß sie nach einem Stocke griff, und die arme Alte, die ganz wehrlos war, derb abprügelte.

Nicht Bitten, nicht Betheuerungen, nicht häufige Thränen konnten den Grimm des erbohten Weibes stillen. Die arme Alte mußte sich durch die Flucht retten. Sie lief zum Pfarrer, der ein verständiger und gerechter Mann war, und klagte ihm ihre Noth. Dieser ließ das abergläubige Weib hohlen, belehrte sie über die Schädlichkeit des Aberglaubens, stellte ihr vor, wie ungerecht und lieblos sie an der armen Alten gehandelt

hätte, die in aller Rücksicht ein tadelloses Leben von je her geführt hat, und übergab das abergläubige gefühllose Weib der Obrigkeit zur verdienten Strafe.

3. Ungerechte Beschuldigung gegen einen Israeliten.

Seit dem vierzehnten Jahrhunderte, in welchem die Juden sehr grausam verfolgt und mißhandelt, ja zu Tausenden ungerechter Weise getödtet wurden, hat sich bey abergläubigen Menschen das Vorurtheil erhalten, daß die Juden bey ihrem Lauberhütten = Feste Christen-Blut nöthig hätten, deswegen Christen-Kinder an sich locketen, und ihnen das Blut abzapfeten, und es in Federkielen an verschiedene Juden-Gemeinden versendeten. Diese Beschuldigung ist so ungerecht als grausam, und kein Wort ist davon wahr; aber leider glauben noch manche daran, wie folgende Thatsache beweiset.

Ein junges Mädchen, von Christlichen Ältern geboren, diente in einer ansehnlichen Kreisstadt Böhmen s bey einem Israeliten. Am 1. October 1815 erbath sie sich von ihrem Dienstherrn die Erlaubniß, zum Tanze gehen zu dürfen. Bis neun Uhr Abends sollte sie wieder zu Hause seyn. Sie kam aber nicht wieder.

Acht Tage darauf begab sich der Vater der Dienstmagd zu dem Israeliten, sagte, daß seine Tochter in Verlust gerathen sey, und er forderte deren Kleidung zurück. Endlich gab er dem Dienstherrn zu verstehen, daß er und mehrere Leute im Orte den Verdacht gefaßt hätten, daß sie vielleicht gar im Hause könne umgebracht

worden seyn, weil die Israeliten sich gern Christen-Blut zu verschaffen sucheten. Der Israelite, seiner Unschuld sich bewußt, lächelte mehr bey dieser Beschuldigung, als daß er sie ernsthaft genommen hätte.

Aber vierzehn Tage später, am 25. October, hatte sich das Gerücht, daß die Magd von dem Israeliten ermordet worden sey, so allgemein in der Stadt verbreitet, und so viel Glauben gefunden, daß sich mehrere hundert Menschen vor dem Hause des Israeliten versammelten, diese grausame Beschuldigung laut ausstießen, und den Körper der Gemordeten verlangten. Der Israelite getraute sich nicht zu erscheinen, aus Furcht mißhandelt zu werden.

Der Lärm wurde immer ärger, es kam die Sicherheits-Wache, beschützte das Haus des Israeliten, und zerstreute das zusammen gelaufene Gesindel. Dieses wollte sich nicht zur Ruhe begeben, bis man versprach, die Sache ernstlich zu untersuchen, und der Israelite wünschte es, um von der grausamen Beschuldigung gereinigt zu werden.

Aber schon am folgenden Tage war die Magd, wie sie leibt und lebt, zum Vorschein gekommen. Diese leichtfertige Person war von dem Tanzplatze mit den Soldaten, die sich zahlreich dort eingefunden hatten, nach Prag gegangen, ohne jemanden nur ein Wörtchen davon zu sagen, und hatte dort die Zeit bis zu ihrer Zurückkunft zugebracht. Sie wurde zur strengen Verantwortung gezogen.

4. Ein anderes trauriges Beispiel des dummen Aberglaubens.

Ein reicher Müller zu Ofen in Hungarn hatte zur Besorgung seiner Wirthschaft eine Haushälterinn, welche immer in der Nacht eine heftige Beklemmung auf der Brust empfand. Es schien ihr, als wenn eine große Last ihr auf der Brust liege, und sie ersticken müßte. Die natürliche Ursache dieses ängstlichen Zustandes war, daß diese Person, von Natur aus vollblütig, des Abends viele hart zu verdauende und blähende Speisen aß, manchmahl auch hitzige Getränke trank, vor der Verdauung zu Bette ging, und gewöhnlich auf dem Rücken schlief.

Anstatt bey einem Arzte sich wegen dieses krampfhaften nächtlichen Zustandes Rathes zu erholen, ging die Haushälterinn im Januar 1815 zu einer benachbarten Karten-Ausschlägerinn, welche ihr geradezu erklärte, daß die Trud (der Ally) sie bey der Nacht drücke. Sie erklärte ihr, (so glaubten es ehemahls auch viele Leute), daß dieses nächtliche Gespenst mit leisen Schritten sich ihrem Bette nähere, und sie so drücke, daß sie kaum Athem schöpfen, noch viel weniger schreyen könne. Sie sagte ihr weiters, daß man dieses Gespenst leicht an den platten Füßen erkennen könne.

Die Jungfer Haushälterinn hielt nun die Worte der klugen Frau für unbezweifelt wahr, und eilte zu dem Müller, um ihm davon Nachricht zu geben. Beyde kamen überein, in der folgenden Nacht dem leidigen Gespenste aufzulauern, um es zu vertreiben. Der Müller beredete noch drey Schuster-Gesellen, daß sie ihm hier-

bey Hülfe leisten sollten, und versprach ihnen gute Bezahlung.

Die Haushälterinn legte sich zu Bette, der Müller und die Gesellen standen auf der Lauer. Es war gegen elf Uhr in der Nacht, als sich die Beklemmung bey der Haushälterinn wieder einstellte. Sie rief den Meister Müller zu Hülfe. Da erschien er und seine Helfer mit Knie-Riemen und gedrehten Stricken bewaffnet, und fingen an, den Erdboden in der ganzen Stube derb zu durchprügeln. So hatte es die kluge Frau angeordnet. Die Beklemmung ließ nicht nach. Dieser ungewöhnliche Lärm hatte die alte Magd im Hause aufgeweckt, und sie trat in die Stube, um zu sehen, was da vorginge. Wie sie der abergläubige Müller erblickte, rief er den andern zu: »Da ist die Trud, seht nur ihre platten Füße an!« So gleich fielen alle mit Knie-Riemen und Stricken über sie her, und schlugen erbärmlich auf die Arme zu, indem sie ihr die Ohren vollschrien, sie solle nur gestehen, daß sie die Trud wäre, und sich bessern.

Vergebens betheuerte die Arme, daß sie von der ganzen Sache nichts wüßte, und unschuldig wäre. Da half keine Entschuldigung, sie wurde hin und her gestoßen, und bis sechs Uhr Morgens unausgesetzt geschlagen und mißhandelt. Da sie endlich kein Mittel wußte, den Händen dieser Grausamen zu entgehen, und befürchtete, unter ihren Streichen sterben zu müssen, überwältigte sie der Schmerz, und sie sagte, sie wäre die Trud, und wolle sich bessern, wenn ihr nur nichts mehr zu Leide geschehe. Da ließen sie diese tollen Leute gehen; aber die Arme hatte so gelitten, daß sie kaum ihr Bett erreichen konnte, wo sie ohnmächtig dahin sank.

Dieser ganze Vorfall wurde der Obrigkeit angezeigt, die Karten-Auffschlägerinn, die Haushälterinn, der Müller und die drey Schuster-Gesellen wurden zur verdienten Strafe gezogen, welche den Müller am härtesten traf, da er die Mißhandlung der Alten eingeleitet, und die Gesellen dazu beredet hatte. Nebstbey hätte er als Hausvater verständiger seyn, und sich nicht von einem betrügerischen Weibe sollen bethören lassen. Die Alte war nach ärztlichen Zeugnissen durch die erhaltenen Mißhandlungen verkrüppelt, und zu fernerer Arbeit unfähig. Der Müller muß sie, so lange sie lebt, versorgen und ernähren.

Bei diesen Geschichten muß ich euch, liebe Freunde, erinnern, daß ihr es euren Altern und Lehrern danket, daß ihr in Schulen und zu Hause über Ursache und Wirkung belehret, und dadurch vor Aberglauben bewahrt werdet. Benützet aber auch diesen Unterricht, und beklaget jene, welche in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen. Danket es auch dem Landesfürsten, der durch wohleingerichtete Schulen für euren Unterricht und eure Bildung sorgt, daß ihr aufgeklärte, verständige und gute Menschen werdet.

Dienstfertigkeit und Ehrlichkeit.

Ein Reisender verirrte sich bey Wind und Schnee-Gestöber von der Hauptstraße. Es wurde schon dunkel, und sein Kutscher schlug den unrechten Weg ein. Durch Zufall kam ihm ein Landmann entgegen, den er bath, ihm den rechten Weg zu zeigen. Dieser that es mit vieler Bereitwilligkeit, und both sich auch an, ihn in das nächste Dorf zu geleiten, von wo er die Hauptstraße nach dem nächsten Städtchen, wohin der Reisende wollte, nicht mehr verfehlen könnte. Der gutmüthige Bauer ging vor der Kutsche her, und Wind und Schnee machten ihm viel zu schaffen. Dessen ungeachtet setzte der Landmann seinen Weg unverdrossen fort, obwohl er sich immer mehr von seinem Dorfe entfernte.

Als der Reisende auf der geraden Straße, wo er sich nicht mehr verirren konnte, angekommen war, dankte er dem Bauer höflich, und gab ihm eine Belohnung. Dieser kehrte in seine Heimath zurück. Auf diesem Heimwege fand er eine Briefftasche mit vielen Banknoten und Einlösungs-Scheinen. Da würde wohl manchem in den Sinn gekommen seyn, die göttliche Vorse-

hung habe ihn für den Dienst, den er dem Reisenden erwiesen, durch diesen Fund unvermuthet belohnen wollen, und er würde sich die Briefftasche sammt dem Gelde zugeeignet haben.

Was dachte aber der ehrliche Landmann? — »Diese Briefftasche,« sagte er bey sich selbst, »hat vermuthlich der Reisende, den ich begleitet habe, verloren,« und sein Entschluß war schnell gefaßt, ihm nachzueilen, und ihn in dem, wohl zwey Meilen entfernten Städtchen, wo er Nachtherberge halten wollte, aufzusuchen. Dort traf er ihn auch, und er fragte ihn sogleich, ob er nichts verloren habe? Der Reisende hatte den Verlust schon bemerkt, und nannte die Summe an Banknoten und Einlösungsscheinen, die sich in der Briefftasche befanden. Der Bauer übergab ihm mit Freuden dieselbe sammt allem, was darin war. — Der Reisende wollte ihm eine ansehnliche Belohnung geben. Der Bauer schlug sie standhaft aus, und sagte, daß er durch das Bewußtseyn, als ehrlicher Mann gehandelt zu haben, hinlänglich belohnt sey, und bath nur, daß der Reisende ihn für diese Nacht verpflegen möchte, weil es ihm schon zu spät wäre, bey Wind und Schnee-Gestöber nach Hause zurück zu kehren.

Gesunde Hände sind ein Capital.

Zu dem Ober-Verwalter Braun zu Schurz in Böhmen kam einst ein junger starker Mann, und bettelte um Almosen. Braun fragte ihn, ob er sich nicht scheue zu betteln, da er doch ein Capital besäße. Der Bettler sah den gestrengen Herrn mit großen Augen an, versicherte auf Treu und Glauben, schwur endlich gar, daß er außer den Lumpen, die er am Leibe trüge, keinen Kreuzer hätte. Ich sehe schon, erwiderte Braun, ihr wollet mich hintergehen. Wißt ihr was, ich gebe euch ein gutes Stück Brot zu essen, und dann, wenn ihr Lust habt, könnt ihr eine Klafter Holz spalten, wofür ich euch bezahlen werde. Wenn dieses geschehen seyn wird, dann zeige ich euch das Capital, das von nun an euer Eigenthum ist, und das euch so gute Zinsen tragen wird, daß ihr künftig ohne alles Betteln ordentlich leben könnt.

Diese Reden wollte der Bettler nicht begreifen; aber die Hoffnung, ein Capital bald zu besitzen, machte ihn voll guten Muthes. Mit Freuden nahm er die Hacke zur Hand, und ging ans Tagwerk. Der Gedanke, vielleicht jetzt die letzte Arbeit zu verrichten, und bald von dem versprochenen Capitale Besitz zu nehmen, gaben sei-

nen durch Faulheit geschwächten Knochen neue Kräfte. Die Arbeit ging gut von Statten, und in kürzerer Zeit, als es jeder Tagelöhner gethan hätte, war die Klasten Holz gespalten. Der Bettler that Verzicht auf den wohlverdienten Lohn, und bath nur um sein Capital.

Nicht doch, sagte der Verwalter Braun, ich halte, was ich versprochen habe, und hier sind 30 Kreuzer für eure Arbeit. Wie viel bekommt ein Soldat täglich? — Fünf, sechs Kreuzer und sein Brot. — Könnt ihr mit 30 Kreuzern nicht leben, da er mit fünf Kreuzern auslangen muß? — Freylich kann ich leben, aber wo ist denn immer Arbeit? — Wer Arbeit liebt, findet sie allenthalben; ich habe hier an 20 Tagelöhner, die alle vom Tagelohne leben. Es fehlt ihnen nie an Arbeit, sie verdienen immer so viel, als sie zum Lebensunterhalte brauchen; sie sind nie so weit herabgekommen, daß sie bettelten. —

»Aber, gestrenger Herr Verwalter!« entgegnete der Bettler, »sagen Sie mir lieber, wo mein Capital ist!«

»Hier da,« sagte Braun, indem er auf die beyden Hände des Bettlers zeigte, »hier ist euer Capital. Ihr habt euch heute 30 Kreuzer damit verdient, in der Erntezeit wird es euch noch größere Zinsen tragen. Ich will nur annehmen, daß ihr täglich 30 Kreuzer verdient, so macht das, wenn ich 52 Sonntage und 18 Feyertage abrechne, in 295 jährlichen Arbeitstagen 147 Gulden 30 Kr. aus. So viel können euch eure Hände in einem Jahre verdienen. Man muß ein Capital von 1000 Gulden haben, um 50 Gulden an Zinsen jährlich zu beziehen. Ihr könnt durch die Arbeit eurer Hände fast drey Mahl fünfzig Gulden in einem Jahre beziehen, so sind

eure Hände so viel als ein Capital von 3000 Gulden werth. Ja, hier da, in euren gesunden, nervigen Händen steckt dieses große Capital; braucht eure Hände fleißig, so werdet ihr das schmählige Betteln nicht nöthig haben.« So sprach Braun zu jedem Bettler, der aus Arbeitsscheu bettelte, und dieß hatte zur Folge, daß alle Bettler von Profession die Herrschaft Schurz vorübergingen.

Der Tagelöhner und schwer arbeitende Mensch haben ihr Capital in den Händen und in den gelernten Handgriffen zu ihrer gewohnten Arbeit; es ist ein Capital, das immer gute Zinsen trägt, wenn es fleißig in Bewegung gesetzt wird. Wodurch müßt ihr euch, liebe Freunde, die ihr zur Handarbeit nicht bestimmt, oder noch nicht kräftig genug seyd, das Capital sammeln, das einst Zinsen tragen soll?

Das große Siegesfest im Prater in Wien, während des Congresses am 18. October 1814.

Der 18. October wird in der Geschichte ewig denkwürdig bleiben. An diesem Tage ward bey Leipzig von den verbündeten Truppen, unter Anführung unsers großen Feldherren, Carl Fürst von Schwarzenberg, Napoleon auf das Haupt geschlagen, seine Macht

zerstreuet, Deutschland vom Einflusse Frankreichs befreuet, der Rheinbund aufgelöset, und all das Große und Herrliche vorbereitet, was durch die verbündeten Mächte in der folgenden Zeit ausgeführt worden ist.

Der Jahrestag dieses großen Sieges sollte von der gesammten Garnison Wiens, und den Regimentern, die aus den Umgebungen nach der Hauptstadt gezogen wurden, bey 20,000 tapfern Kriegeren an der Zahl, durch ein großes militärisches Fest gefeyert werden, dem alle hohen Verbündeten, alle damahls in Wien anwesenden fremden Feldherren und Staats-Männer, und alle hohen Personen, welche die Wichtigkeit des Congresses herbey geführt hatte, beywohnen sollten.

Vorbereitungen zu diesem Feste.

Schon am 17., dem Tage vor dem Feste, wurde das Feld-Militär durch das bürgerliche an allen Wachen abgelöset, damit es sich zur Feyer dieses Festes vorbereiten konnte. Die Zubereitungen in den vorhergehenden Tagen waren ungeheuer. Im Prater, unterhalb des Circus Gymnasticus wurde ein viereckiger Erdwall hoch aufgeworfen, und auf demselben ein prächtiges Capellen-Zelt zur feyerlichen Messe aufgeschlagen, und mit Bettstühlen umgeben. Von dem geräumigen Wiesenplatze neben dem Zelte wurde ein breiter Weg ausgesteckt, und durch Gehölz und Dickicht auf eine Stunde lang bis zum Lusthause, dem gewöhnlichen Ziele der in Wagen Lustwandelnden, gebahnet. Dem Zelte gegenüber wurden Kanonen aufgeführt.

Das Lusthaus ligt frey auf einem sehr geräumigen,

runden Plaze, von dem sich nach allen Seiten endlange Alleen wie Strahlen von einem Mittelpuncte ausbreiten. Dieser Platz wurde rund herum mit hohen, auf vier Kanonen ruhenden und mit eroberten Französischen Fahnen gezierten und mit Fichten-Zweigen umflochtenen Pyramiden geschmackvoll verziert. In einem engeren Kreise standen weiße Säulen, deren Schaft von eroberten Flinten, deren oberster Theil von Pistolen zierlich gebildet war. An der Spitze derselben weheten Fahnen, die Beute aus dem Französischen Revolutions-Kriege.

Das Lusthaus selbst wurde an allen seinen Pfeiler-Wänden, von unten an bis oben an seine Spitze, von außen und innen, mit bunten, symmetrisch befestigten eroberten Fahnen, Flinten, Pistolen, Säbeln, Panzern, Helmen und Rüstungen aller Art bedeutungsvoll ausgeziert. Über der Thür des Haupt-Einganges las man die erfreuliche Inschrift: FVIT DECIMA OCTAVA OCTOBRI. Es gab einen 18. October. (1813.)

Um das Lusthaus herum liefen wie Strahlen die Tafeln, an welchem 2000 Officiere aller Waffen-Gattungen am folgenden Tage herrlich bewirtheet werden sollten. Ohne Wein ward der Tisch für jeden mit 10 Gulden an den Barkoch Wittmann verdungen. In den lang auslaufenden Alleen rund herum wurden die endlangen Tafeln für die Grenadiere in einfacher, doppelter und dreifacher Reihe aufgestellt. Rings herum wurden Küchen und Backöfen erbauet. Den Soldaten wurde ein vollständiges Mahl vorbereitet; sie sollten Suppe, Rindfleisch, Zugemüse, Braten, Backwerk, weißes Brot und jeder eine halbe Maß Wein haben. Der

Tisch ward ihnen reinlich gedeckt, die Küche besorgten mit kluger Vorsicht die Compagnie-Köche für ihre Compagnie, und erhielten für jede derselben eine halbe Klafter Holz zum Abkochen. Der ausgemessene Betrag an Geld für den Mann war 13 Kr. für ein Pfund Rindfleisch, 24 Kr. auf drey Viertelpfund Braten, 8 Kr. auf Fett und Salz, nebstbey erhielt jeder ein halbes Pfund Mehl auf Klöße (Knödel), 3 Krapfen (Pfannenkuchen), und ein weißes Brot. Manche Köche wußten mit diesem Geld-Betrage so gut zu wirthschaften, und wurden auch beyhm Einkaufe von den Verkäufern so gering gehalten, daß sie anderes Gemüse und zweyerley Braten aufsetzen konnten.

Dem Lusthause gegenüber, jenseits des Donau-Armes ligt die ungeheuer große Simmeringer-Heide. Auf dieser sollte die übrige Mannschaft, bey 14,000 an der Zahl bewirthet werden. Diese Heide wurde durch drey herrliche Schiffbrücken mit dem Lusthaus-Platze verbunden. Fröhlich flaggten auf den Schiffen, welche die Brücke bildeten, die Wimpel mit den Kaiserlichen Farben (schwarz und gelb) und denen des Habsburgischen Stammhauses (roth und weiß). Die festen Geländer der Brücken waren aus dicht an einander gestellten eroberten Gewehren gebildet, welche mit grünen Reifern zierlich umflochten waren; ihren Ein- und Ausgang bewachten neben Kanonen geharnischte Männer in voller Rüstung. Zwischen den Brücken waren auf dem Wasser Schiffe durch Anker befestiget, welche mit grünen Reifern und Wimpeln artig verziert, und mit gedeckten Tafeln für die Schiffs-Soldaten (Pontoniers)

besezt waren. Man kann sich nicht leicht einen fröhlicheren Anblick als diese Brücken mit ihren Umgebungen denken.

Jenseits der Brücken, auf der so weit ausgedehnten Simeringer-Heide wurden nun in einem unübersehbaren Raume die Tische für ein Heer von Kriegsmännern und Veteranen aller Waffen bereitet. Da war eine Thätigkeit ohne Gleichen. Tausend Hände zimmerten die endlangen Tische, tausend andere legten Backöfen und Küchen an; Hunderte waren beschäftigt ihre künftigen Speise-Plätze gleich einem Garten mit Laubwerk, Blumen und Reifern zu verzieren; andere richteten Tisch-Geräthe, Teller, Flaschen, Gläser, Bedecke, und Schalen zu recht; andere wälzten die großen Weinbehälter von den Wagen, und wiesen ihnen bequeme Plätze an; wieder andere waren mit Herbey-schaffung des Holzes und Küchen-Geräthes emsig beschäftigt. Überall war Leben, Thätigkeit und Frohsinn auf der sonst todtten Heide. Stromweise kamen die Bewohner Wiens und der herum liegenden Gegend herbey, um zu beschauen die ungeheuren Vorbereitungen zum herrlichen Feste, das gefeyert werden sollte.

Auf eben dieser Heide war das Lager abgesteckt für die Reiteren, und an den Ufern der Donau wurden Kanonen aufgeführt, und zwar am rechten diesseits sechs Zwölfpfünder, am linken, jenseits des Praters in einer Fronte 44 Sechspfünder, weiter hinauf sechs Zwölfund eben so viel Sechs- und Achzehnpfünder. In der Mitte der Heide wurde eine ungeheure Pyramide durch die Kunst der Artilleristen sieben Stockwerke hoch aufgebauet. Sie schien aus Gewehren geflochten, und war

reich geschmückt mit ebenfalls eroberten älteren und neueren Fahnen, Adlern, Rüstungen und Waffen aller Art. Diese ungeheure Spitzsäule ruhte auf einem großen Fußgestelle, welches mit 16 Kanonen geziert war. Geharnischte Statuen bewachten das Ganze. Zu beyden Seiten der Pyramide waren zwey kleine, weiße, militärisch schön verzierte Thürme aufgebauet. Rund umher lief eine große Tafel, und strahlenweise aus dem Mittelpuncte ausgehend 80 andere ungeheuer lange Tafeln. Dieß war der Platz, wo die Mehrzahl der siegreichen Krieger bewirthet werden sollte.

Feyer am 18. October.

Am 18. Oct., dem erhabenen Sieges- und Rettungstage bey Leipzig, auf welchen nur noch die Flucht des Feindes und die Einnahme der Stadt am 19. folgte, ward das herrliche Fest gefeyert, welches in Absicht der verständigen Anordnung, der hohen Zweckmäßigkeit und des glücklichen Erfolges, eines der ersten und höchsten, das die Welt feyern sah, und in der That, in mehr als einer Rücksicht einzig zu nennen ist, bey welcher alle Theilnehmer und Mitgenieser sowohl, als Zuseher, vom Höchsten bis zum Geringsten mehr genossen, als sie erwarten konnten, und wobey alle die Tausende und Tausende, die dem Feste beywohnten, wahrhaft und von Herzen überaus fröhlich waren. Es war ein Feyertag für die ganze große Kaiserstadt; alle Läden waren geschlossen, alles strömte im Sonntags-Staate dem Feste zu.

Früh um acht Uhr rückte die ganze Wiener Garni-

son, 9 Bataillon Grenadier, 6 Bat. von den Hungarischen Feld-Regimentern Kaiser Alexander und Colloredo, 4 Divisionen von Schwarzenberg Uhlanen, 3 von Constantin Cürasser, von ihrem erlauchten Chef, Großfürst Constantin, Bruder des Kaisers von Rußland, als Inhaber und Oberst in Person angeführt, das zweite Artillerie-Regiment, das Handlanger-Corps, die Corps der Bombardier, Mineur, Sappeur, Pionnier u. s. w. in den Prater aus, und stellten sich rechter Hand von der großen Allee, sogleich hinter dem Circus Gymnasticus auf. Von da an sah man auch alle vornehmen Fremden, die nicht unmittelbar zu den Gefolgen der höchsten Herrschaften gehörten, eben dahin sich begeben; und von der Stadt aus wogte ein ununterbrochener Menschenstrom durch die Jägerzeile dem Prater zu. Nur bis zum Eingange des Praters war es zu fahren erlaubt.

Nach 11 Uhr kündigte der Donner der Kanonen den Ausbruch der höchsten Herrschaften aus der Burg an. Man hatte das glänzende Schauspiel, den geliebten Kaiser Franz, zu seiner Linken den Kaiser von Rußland, zu seiner Rechten die Könige von Preußen und Dänemark, von einem fast unübersehbaren Gefolge von Herzogen, Fürsten, Erzherzogen, Prinzen, Generalen, mit den großen Orden aller Mächte geschmückt, und von den adeligen Deutschen und Hungarischen Garden ic. begleitet, durch die Reihen der sie fröhlich begrüßenden Zuschauer den langen Weg herab reiten zu sehen.

Mehr als fünf hundert Generale, Gesandte, fremde und hiesige Officiere des höchsten Ranges schlossen sich an diesen Zug; alle in ihrer Parade-Uniform, reich



mit Sternen, Orden und Bändern geziert, und alle Pferde blank wie die Spiegel, und munter und stolz, und geziert mit blinkendem, blizendem Zeuge.

Diesem Zuge, an dem man sich nicht satt sehen konnte, folgten in offenen zweispännigen Wagen, von Garden begleitet, die Kaiserinnen von Osterreich und Rußland, die Großfürstinnen; in andern sechsspännigen Wagen bemerkte man die jungen Erzherzoginnen, den König von Württemberg, und andere hohe Anwesende, denen ein unübersehbarer Zug von sechs-, vier- und zweispännigen Hof- und herrschaftlichen Wagen folgte. Das war das festliche Vorspiel — schon eines Festes werth, während dessen es in der Stadt immer leerer und stiller wurde.

Der Gottes-Dienst.

Der erste Theil des Festes war — und wie konnten die Fürsten ein rühmlicheres Beyspiel der Gottesfurcht geben? — dem Danke und der Anbethung des höchsten Gebers des Sieges gewidmet. Um das Altar-Gezelt hatte das Militär ein ungeheures, längliches Viereck geschlossen, dessen innere Reihen die Grenadiere, dessen mittlere die Feld-Regimenter, und dessen äußere die Reiter bildeten, und dessen Seiten von den übrigen Corps im zweyten Treffen besetzt waren. Außerhalb dieses großen, Ehrfurcht gebiethenden Vierecks befanden sich mehr als 150, bis 180,000 Zuschauer.

Die hohen Herrschaften wurden schon aus der Ferne und bey ihrer Ankunft von 100 Kanonenschüssen von den auf der entgegengesetzten Seite der Allee aufgestellten

Batterien begrüßt; sie stiegen in dem Vierecke vom Pferde und aus dem Wagen, und wurden von der versammelten Geistlichkeit, dem Bischöfe von St. Pölten als Feld-Bischof an ihrer Spitze, zu dem Altare geführt. Hier begann eine stille Messe, als Seelen-Amt für die heute vor dem Jahre bey Leipzig Gefallenen, verbunden mit einem feyerlichen *Te Deum* für den erhaltenen Sieg. Bey der Wandlung, als die Klingel ertönte, schlugen die am Zelte gegen alle vier Seiten zu aufgestellten vier Tambour, auf gedämpften Trommeln einen kurzen Wirbel. Dieß kleine Zeichen, und die ganze Infanterie zog die Eschakos von den Köpfen und sank auf die Knie; die Reiterey senkte Picken und Säbel; das ganze Volk, bey zweymahl hundert Tausend Menschen, sanken mit entblößtem Haupte zur Erde nieder, und die Monarchen lagen mit ihrem Gefolge im Angesichte des Volkes vor dem Allmächtigen.

Ein herzerhebender Anblick war es, eben die vier Monarchen dankend und anbethend vor dem allmächtigen Gott knien zu sehen, die im vorigen Jahre bethend, jedoch voll Zuversicht auf seine Hülfe, auf der ersten Höhe von Wachau vor ihm gestanden hatten; dort umgeben von den kämpfenden Heeren gegen den verzweifelten Feind, im todtbringenden Donner des Geschüßes; hier umringt von den zum Freudenfeste geladenen Kriegern, unter den Bäumen eines friedlichen Parks, in der Nähe der Deutschen Kaiserstadt, die von ihren Wällen durch ferne Kanonenschüsse den erhabenen Gottesdienst feyerte, den die stillwärmende Herbstsonne freundlich beschien. Bey dem Heraustreten aus dem Zelte sah man den großherzigen Kaiser Alexander,

auf den Helden von Leipzig und Paris, den Fürsten von Schwarzenberg zugehen, und ihn umarmen.

Abzug gegen das Lusthaus.

Nach Beendigung des Gottes-Dienstes, welche durch 100 Kanonenschüsse angezeigt wurde, setzten sich die Herrschaften, zu Pferd und zu Wagen, so wie das gesammte Militär-Corps, auf den neu gebahnten Wegen, nach dem Lusthause in Bewegung. In der Mitte desselben ließen die Monarchen die Truppen bey sich vorüberziehen. Als das Regiment Hiller heranrückte — der Kaiser hatte am Morgen dieses Tages den Kaiser Alexander, der es seiner schönen Haltung wegen durch seinen Beyfall ausgezeichnet hatte, zu dessen Chef ernannt, ritt dieser dem Regimente entgegen, zog den Degen, stellte sich als Oberst an dessen Spitze, und ritt salutirend vor dem Kaiser vorüber, hielt dann, nach der Sitte, mit gesenktem Degen, während das Regiment vorüber zog, unserm Kaiser gegenüber, wiederholte sodann die dreyfache Salutirung, und warf sich in die offene Arme seines kaiserlichen Freundes. Jeder Gegenwärtige war durch diese Äußerung der innigen Freundschaft, der zwey mächtigsten Kaiser Europens innig gerührt, und wünschte sich Glück, Zeuge dieses herzerhebenden Schauspiels gewesen zu seyn.

Um ein Uhr trafen die Truppen in der Rundung des Lusthauses ein, und zogen unter kriegerischer Musik bey demselben vorüber. Auf der Gallerie rings um dasselbe, und auf einer breiten und geräumigen Altan, die in des-

sen Nähe erbaut war, versammelten sich die hohen Frauen und Fürsten, die nicht zu Pferd gesessen hatten, um den schönen Anblick der vorüberziehenden Truppen zu sehen. Bald gesellten sich auch die von der Musterung zurück gefehrten Monarchen dazu, um den Zug über die mittlere Brücke in das Feldlager mit anzusehen. Die Ublanen, die Cürassier, eine Batterie Artillerie, die Grenadiere mit ihren Kanonen, die Feld-Regimenter, die sämtlichen noch übrigen Batterien, das Artillerie-Regiment, das Handlanger-, Pionnier-, Sappeur- und Mineur-Corps, alle diese zogen in ununterbrochenen Reihen mit ihren spielenden Musik-Chören, denen andere Chöre am jenseitigen Ufer antworteten, unter dem Donner der am Ufer aufgestellten Kanonen über die Brücke in ihr herrlich verziertes Lager. Das war ein herzerhebender, erschütternder Anblick voll Würde und Majestät, den viele Tausende herbeygeeilter Zuschauer froh genossen.

Das festliche Mahl im Lusthause und auf der Kunde.

Ein buntes Gewimmel herrschte auf dem Zirkel-Platz des Lusthauses; er war im Innern umstellt von den kaiserlichen adelichen Garden und andern Wachen zu Pferd, die jedoch dem Zudrange der Schaulustigen nicht strenge wehrten; mehrere der großen Regiments-Musiken wechselten unaufhörlich mit frohen Tönen.

Gegen drey Uhr begaben sich die Officiere an ihre sehr reichlich besetzten und wohl aufgeputzten Tafeln, die wie ein fröhlicher Morgenstern dem Auge sich darstellten.

Ihnen folgten bald die sechs Bataillon Grenadiere, denen die unübersehbaren lange Tische in den anstoßenden Alleen gedeckt waren. Die Gewehre standen hinter ihnen reihenweise an Gerüsten, mit Fichtenzweigen verziert; unterhalb lagen die Patron-Taschen, Tornister und Bären-Mützen in militärischer Ordnung. Compagnien-Weise saßen sie an den gedeckten, mit vollständigen Bestecken versehenen Tischen, die Bouteille rothen Wein an der Seite. Jede Compagnie wurde von vier Mann aus ihrer Mitte bedient. Sehr reinlich zugerichtete Speisen in großen Portionen lachten zwischen den Reihen der kräftigen, männlichen Krieger, an deren Brust das Kanonen-Kreuz, das Ehrenzeichen der Theilnahme an dem glücklich geendigten Befreyungs-Kriege, glänzte, in solcher Fülle, daß auch der größte Eßfreund als ein gesättigter Gast hätte aufstehen müssen, und in solcher Güte, daß selbst Hausfrauen ihre Zubereitung lobten, und wohl Mancher, dessen Gaumen sehr lecker ist, sich nicht gescheuet hätte, an dieser Tafel Theil zu nehmen. Es war eine Freude, die ungezwungene Fröhlichkeit beym Mahle, und die große Behaglichkeit zu sehen, mit der die wackeren Männer speiseten; den Anstand, mit dem sie sich an ihrer offenen Tafel benahmen, und die gemüthliche Freude, die selbst die Flasche starken rothen Weines zur lärmenden Munterkeit nicht ausbrechen ließ.

Fast zu gleicher Zeit waren im Lusthause selbst zwey Tafeln, jede von 40 Gedecken eröffnet worden. Im oberen Saale speiseten die Monarchen und gekrönten Fürstinnen, die Kron- und Erbprinzen, der Fürst von Schwarzenberg und einige andere ausgezeichnete

kaiserliche Generale; im unteren, wo Erzherzog Carl den Wirth machte, nahmen die Prinzen, (den Großfürsten Constantin ausgenommen, der sich an die Tafel der Officiere seines Regiments versetzt hatte), und mehrere ausgezeichnete fremde Generale Platz. Beyde Säle waren in große Zelten umgestaltet, deren Decken auf Trophäen = Säulen aus eroberten Waffen ruheten, und die mit Fahnen, Adlern u. dgl. herrlich geschmückt waren. Auf der Gallerie des unteren Saales war die Marschalls = Tafel, zu der viele Damen gezogen wurden. Der Ort, die Umgebung, die Veranlassung, die Majestät und Hoheit der Gegenwärtigen, die ungezwungene Freude, die herzlichste Freundschaft — alles vereinigte sich, um die erste dieser Tafeln zu einer der frohesten Fürstentafeln zu erheben, die je gehalten wurde, und welche muntere Laune, Witz und Frohsinn zur angenehmsten Mahlzeit machten.

Mahlzeit im Feldlager.

Auf der Simmeringer = Heide war von frühem Morgen an alles in Bewegung. Die Küchen- und Backöfen dampften; allenthalben sah man in einer unübersehbaren Ausdehnung die Köche beschäftigt mit Bereitung des köstlichen Mahles. Hundert Feuer loderten von hohen Töpfen umrungen. Da zapften einige den herrlichen Wein ab, um die Tische mit demselben zu versehen, andere legten Bestecke, Brot und Teller auf, andere zierten die Tische mit kalten Speisen, welche von der Ersparniß der haushälterischen Köche herbengeschafft worden waren. Alles war herrlich, in schönster Ord-

nung bereitet, als die Truppen von der Brücke her ankamen.

Da wurden die Pferde besorgt, und jede Waffengattung begab sich an den angewiesenen Ort, um Platz an dem Tische zu nehmen. Bald wurde allenthalben aufgetragen. Überall war Ordnung, Reinlichkeit, Überfluß. Auch die Invaliden waren geladen, die den großen Niesenkampf mitgekämpft, und durch erhaltene Wunden zum ferneren Dienste unfähig geworden sind. Während war es, die herzliche Freude in ihren Mienen zu lesen, die ihnen dadurch zu Theil ward, daß man durch diese Gastfreundschaft ihre Thaten ehrte. Bald ertönte laute Freude an allen Tischen, und ein hehres Vivat-Rufen erschallte in der Luft.

Loast.

Während Frohsinn und Heiterkeit an allen Tischen herrschte, wurde die glückliche Stimmung an der ersten der Tafeln bey allen kaiserlichen und königlichen Gästen auf das höchste gesteigert, als der erhabenste Wirth, unser guter Kaiser Franz selbst die Loasts ausbrachte, in welchen sich Seine und Seiner Gäste Empfindungen so deutlich aussprachen. Er trank »auf die Gesundheit Seiner hier anwesenden Gäste und Freunde.« Kanonendonner und ein Vivat! aus mehr als 20,000 Kehlen erschallte. »Danke Meiner braven Armee,« rief Er dann, »und ihren Anführern!« . . . »Danke den tapfern verbündeten Heeren!« — -- Zuletzt sprach Er die herrlichen väterlichen Worte: Der achtzehnte Octo-

ber! Möge die Erinnerung an diesen glorreichen Tag in einen dauerhaften Frieden auf die späteste Nachwelt übergehen!« — — Alle diese Toasts wurden durch die Salven aller Batterien, welche überhaupt von nun an nicht mehr schwiegen, und durch die ausgebrachten Gesundheiten an allen Tischen erwidert und gefeyert. Das war ein Donner, daß die Erde erbebte, ein hehres Rufen, daß die Luft weit und breit erschallte. Die hohen Monarchen ehrten diese Toasts dadurch, daß sie dieselben auf die Gläser, welche sie gebrauchten, graben ließen, und diese zum ehrenvollen Gedächtnisse aufbewahrten.

Nach der Tafel zeigten sich die hohen Herrschaften auf der Gallerie, die um das Lusthaus herum läuft, und sie wurden von dem Volke durch lauten, fröhlichen Zuruf begrüßt. Da ließ sich Kaiser Alexander ein Glas reichen, verneigte sich öfter und von mehreren Seiten gegen die dicht gedrängten Zuschauer, und trank ihre Gesundheit. Man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel und Entzücken dieser seltene Ausdruck seines schönen Herzens erwidert wurde!

Nun verfügten sich sämmtliche hohe Herrschaften zu Pferd und zu Wagen über die mittlere Brücke in das jenseitige Feldlager auf die Simmeringer Heide. Sie wurden durch den Donner der Kanonen, den der Jubel der Tausende übertönte, empfangen und begleitet. Sie kehrten, nachdem sie alles besehen, auf dem nämlichen Wege zurück in den Prater, und von da nach der Stadt. Dieß war bey schon hereinbrechendem Abende das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche. Das Militär zog in zwey Colonnen durch die weiten Gefilde

des Praters, zwischen ihm und ihm zur Seite die großen Ströme des Volkes. Die Freude war allgemein; bey zwanzig tausend gesättigte Krieger kamen von einem Feste, das sie erquickt und geehrt hatte, und unterhielten ihre Freude durch muntere Lieder; und eine noch größere Zahl von Zuschauern aller Stände, über welche sich die allgemeine Freude verbreitet hatte, zogen eben so fröhlich und befriedigt, daß sie den herrlichen Tag gesehen, nach Hause zurück. Die im Lager zurück gebliebenen Krieger haben noch unter Tänzen und Musik eine frohe Nacht gefeyert.

Vielleicht noch nie, gewiß seit langer Zeit nicht, hat eine große Stadt so viele herzensfrohe und ganz befriedigte Menschen gesehen, als an diesem Tage; noch nie hat ein Fest durch Veranlassung, Ausführung und Wirkung diesem geglichen.

Abendfeyer dieses Tages.

Wie der Tag dem Kriege und den Kriegern geweiht war, so gehörte der Abend dem Frieden, und war Fürst Schwarzenberg der Held des Tages gewesen, so mußte es für den friedlichen Abend der Held des Cabinets, der Minister Fürst Metternich seyn. Er war der Wirth der höchsten Herrschaften und einer großen Menge von ihm geladener vornehmer Fremden und Einheimischen.

Zu ihrem Empfange war sein Sommer-Pallast festlich geschmückt. Der ganze Weg zu demselben von der Stadt bis auf den Rennweg war durch helle Lampen erleuchtet, der Eingang in den Pallast mit Lampen

befest, welche ein blendendes Perlen-Feuer verbreiteten. An der oberen Fronte über dem Eingange war ein brillanter Eichen- und Lorbeer-Kranz, in dessen Mitte nichts als das Wort Leipzig im weißen Feuer brannte. Über eine dreißig Fuß breite, hellbeleuchtete Treppe, die von einem schönen Zelte überdeckt, und an beyden Seiten mit blühenden Orangen-Bäumen besetzt war, gelangte man zu einem herrlichen Amphitheater von Blumen, und von hier durch eine große Halle in den 96 Fuß langen und 60 Fuß breiten, weiß mit Gold gezierten Tanzsaal, den die herrlichsten Kronleuchter mit blendendem Lichte erfüllten. Hier wechselten bey dem fröhlichen Spiele der harmonischen Musik die munteren Tänze, an denen die meisten der höchsten Herrschaften den lebhaftesten Antheil nahmen. Überall herrschte Eleganz, Pracht, Ordnung und Fröhlichkeit.

Um zwölf Uhr ward in den mit Würde und Pracht ausgestatteten Speisesaal zur Tafel gegangen. Im Schiffe des Saales wurden die höchsten Herrschaften bewirthe; für die übrigen Gäste waren rund umher 22 runde Tafeln bereitet. Bis an den Morgen ward dieses herrliche Fest fortgesetzt, das alle Annehmlichkeiten mit Würde gepaart in sich schloß, und von ungetrübter Fröhlichkeit gekrönt war.

Den folgenden Tag, am 19., gab Kaiser Alexander den Osterreichischen Generalen und Staats-Officieren zur Nachfeyer des gestrigen Tages und zur Feyer des vorjährigen Einzugs in Leipzig im Rasymovskischen Pallaste ein herrliches Fest, dem alle hohen Monarchen, Prinzen und ausgezeichneten Fremden beywohnten.

Kleine Merkwürdigkeiten von Wien.

Man wundert sich oft über die sonderbaren Nahmen der Gassen, Straßen und Plätze Wiens. Man wird sich weniger wundern, wenn man den Ursprung dieser Nahmen weiß.

In alten Zeiten wurden in Wien Schilde, Pfeile und Bogen für das übrige Land gefertigt. Die Verfertiger dieser Waffen, die Bogner, wohnten eben dort, wo jetzt die Bognergasse ist. Hinter denselben arbeiteten die Nagel-Schmiede, Kupfer- und Blech-Arbeiter, von welchen die Nagler-Gasse ihren Nahmen erhielt. Das Pailer- (Pfeiler-) Thor hat seine Benennung von den Pfeil-Schnigern erhalten, welche in der Gegend des Seizerhofes ihre Werkstätten hatten. Das Paternoster-Gäßel erinnert klar daran, daß dort ehemahls die Rosenkränze (Pater noster) gefertigt und verkauft wurden.

Die Schild-Schmiede wohnten in der Schilder-Gasse, welche heut zu Tage in einer verderbten Aussprache Schultergasse heißt. Der Herrn-Gasse

gaben die Wohnungen des hohen Adels, der sich dort Palläste und Häuser erbaute, ihren Nahmen. Auf der Seilerstatt dreheten einst die Seiler ihre Stricke und Seile. Der rothe Thurm hieß ehemahls Kott-Thurm, so auch das daran stoßende Rothgäßchen Kott-Gasse, weil hier die waffenfähigen Bürger ihre Sammlungs-Plätze hatten, und zusammen gerottet wurden. Kenngasse und Kennweg haben ihre Nahmen von den öffentlichen Wettrennen und Wettläufen, die ehemahls dort gehalten wurden. Juden-Gasse, Juden-Platz werden von den Wohnungen der Juden in diesem Theile der Stadt so benennt. Das Blut-Gäßel erinnert an die Wohnungen der Tempelherren (eines geistlichen Ordens) in dieser Gegend, die alle in einer Nacht ermordet worden sind. Grün-anger-Gasse zeigt an, daß dort Wiesplätze gewesen sind. Auf dem Stock am Eisenplatze wurde ehemahls Hofmarkt gehalten; daher schreibt sich auch der mit Hufnägeln beschlagene Stock, in welchen auch jeder Schloßer- und Schmiede-Geselle, der in Wien arbeitete, seinen Nagel einschlug.

Das Bürger-Spital, welches in seinem großen Umfange jetzt allein von Miethleuten bewohnt wird, beherbergte ehemahls nur verarmte Bürger, wie sie noch jetzt im Spitale zu St. Marx verpflegt werden. Es verdankt seinen Ursprung den milden Beyträgen der Wiener, welche sie nach dem Siege Kaiser Rudolphs des Habsburgers, über Ottokar, König von Böhmen, im Jahre 1276 zum Besten ihrer durch Kriegsdrangsal verarmten Mitbürger darbrachten. Es befand sich 815 Jahre lang außer dem Kärntner-Thore diesseits des

Wien-Flusses, und das Gebäude besteht jetzt 269 Jahre lang in der Stadt.

Das Rathhaus befindet sich gerade 505 Jahre auf dem Platze, wo es jetzt steht. Im Jahre 1314 schenkte der Kaiser Friedrich der Schöne dieses Haus, welches vorher dem Herrn Otto Haim zugehörte, den Wiener-Bürgern, als einen Beweis seiner Dankbarkeit für ihre standhafte Treue.

Der Hundsturm erhielt seinen Namen von dem Aufenthalte der kaiserlichen Jagdhunde in dieser Gegend, als Schönbrunn noch ein Jagdschloß war. Die Landstraße hieß ehemals Vorstadt St. Nicola. Die Leopoldstadt nannte man den unteren Werd, die Rossau den oberen. Ersterer verlor seinen Namen im Jahre 1669, in welchem die Juden wegen verübter Greuelthaten vom Kaiser Leopold I., auf Bitten seiner Gemahlinn, der Bischöfe, Stände und Bürger abgeschafft, und an der Stelle ihrer Synagoge von dem Kaiser im Jahre 1670 der Grundstein der Kirche zu Ehren des Markgrafen Leopold des Heiligen gelegt wurde; daher der Name Leopoldstadt. Rossau, oder Ross-Au zeigt an, daß einst eine Au dort gewesen, und daß die Pferde in derselben geweidet haben. Der Prater war unter diesem Namen schon im Jahre 1444 bekannt. Die jetzige Jägerzeile hieß ehemals: Unter den Felbern. Es war dort eine Au von Weidenbäumen (Felbern) und an denselben waren die Hütten und Häuser der Jäger des Kaisers Mathias.

Kaiser Friedrich IV. erhob Wien im Jahre 1460 zur Hauptstadt des Landes. In dem darauf folgenden Jahre erhielt sie das Recht, statt ihrer bisherigen

einfachen, den doppelten goldenen Adler im schwarzen Felde als Wappen zu führen.

Die Dreyeinigkeits Säule auf dem Graben verdankt ihre Entstehung einem Gelübde des Kaisers Leopold I. im Jahre 1682 wegen Abwendung der Pest. Daher wird auch noch jährlich ein Danksagungsfest mit einer Procession um diese Säule gefeyert. Ebenso wurde die prächtige Karls-Kirche auf der Wieden in Folge eines Gelübdes bey ähnlicher Gelegenheit von Kaiser Carl IV. im Jahre 1716 erbauet. Die Säule auf dem Hof, der seinen Nahmen von den dort gehaltenen Hofgerichtstagen erhielt, ist älteren Ursprungs. Ferdinand III. that im Jahre 1647 in der Kirche der Jesuiten am Hofe das Gelübde, den von seinem Vater eingeführten Festtag der unbefleckten Empfängniß Mariä öffentlich auf diesem Plage zu feyern.

Die Bürger-Regimenter Wiens, vielleicht die schönsten und geübtesten in Europa sind sehr alten Ursprungs. Im Jahre 1570 wurde das bürgerliche Regiment, und 9 Jahre später das Schützen-Corps errichtet. Uniformirt wurde es im Jahre 1658. Ersteres führte den Nahmen: Stadt-Quarde-Regiment. Schon im Jahre 1608 unter Kaiser Mathias gab es in Wien eine Abtheilung Bürger-Soldaten zu Pferd, welche erst im achtzehnten Jahrhunderte aufgelöset, und dann im Jahre 1805 neuerdings errichtet wurde.

Die erste Beleuchtung der Stadt Wien, die freylich sehr vervollkommnet worden ist, und sich ganz besonders vor den übrigen Hauptstädten auszeichnet, fällt in das Jahr 1666, bey Vermählung des Kaisers Leopold I. mit der Spanischen Infantiinn Margaritha.

Es wurden aber nur die Gassen vom Stubenthor bis zur Augustiner-Kirche, wo die Trauung geschah, beleuchtet. Bey der Beschreibung der Festlichkeiten bey diesem Beylager geschieht zum ersten Mahle Erwähnung von einer Hungarischen adeligen Compagnie mit Liegerhäuten, aus welcher in der Folge die herrliche Hungarische adelige Leibwache entstanden ist.

Der erste Kaffeh wurde zu Wien im Jahre 1683 nach der zweyten Türkischen Belagerung getrunken. Der Wiener Bürger, Franz Koltshitzky, der sich aus der Stadt durch das feindliche Lager geschlichen, um Rundschaft von der kaiserlichen Armee, die zum Ersatz heranrückte, einzuhohlen, kam glücklich zurück, und erhielt für seinen Dienst die Freyheit, den Kaffeh, den er im Türkischen Lager erbeutet, öffentlich auszuschenken. Die Schale kostete einen Kreuzer. Sein erstes Schenkhaus war am Stephans-Platz; seine Erben erhielten im Jahre 1703 eine hölzerne Hütte in der Leopoldstadt an der Donau, wo jetzt das Hugelmannische Kaffeh Haus steht.

Außer den beyden größeren Türkischen Belagerungen in den Jahren 1529 und 1683 (sieh Vaterl. Jugendfreund IV. Th. S. 48., und Vaterl. Unterhaltungen I. Th. S. 33.) hatte die Stadt Wien noch mehrere feindliche Angriffe abzuschlagen. Im Jahre 1477 zog der Hungarische König Matthias Corvinus mit einem Heere vor Wien, mußte aber abziehen. Glücklicher war er im Jahre 1484, in welchem er die Stadt nach lebhafter Gegenwehr durch Hunger zwang; die Angriffe des Schwedischen Generals Torstensohn im Jahre 1645, und der Hungarischen Rebellen im Jahre 1704 wurden durch den Muth und die Treue der Besatzung und Wiener Bürgerschaft vereitelt.

N e u s t a d t.

Eine sehr merkwürdige Stadt in der vaterländischen Geschichte ist Neustadt, oder Wiener-Neustadt, welche durch die Treue und den Biedersinn seiner Bewohner schon in der Vorzeit den ehrenvollen Beynahmen die allzeit getreue erhalten hat. Diese landesfürstliche Stadt ligt südwärts von Wien, sechs Meilen von der Hauptstadt entfernt, auf dem Steinfeld an der kleinen Fischa, mit welcher sich dort der Kebrbach vereiniget.

Erbauung der Stadt.

Der Bau dieser Stadt wurde von dem Herzoge Leopold dem Tugendhaften um das Jahr 1192 angefangen. Ottokar IV., Markgraf und erster Herzog von Steyer, war von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit, die ihm keine lange Lebensdauer hoffen ließ. Am 17. August 1186 errichtete dieser hinfällige herzogliche Jüngling, erst 22 Jahre alt, einen Erb-Vertrag,

daß, wenn er kinderlos sterben würde, sein Herzogthum an Leopold den Tugendhaften, der sich durch seine preiswürdigen Eigenschaften hohe Achtung bey seinen Unterthanen und den benachbarten Fürsten erworben hatte, übergehen sollte. Am 9. May 1186 starb Ottokar, Herzog von Steyer, und noch in demselben Monathe wurde Leopold vom Kaiser Heinrich VI. mit dem Herzogthume Steyermark belehnt.

An den Hungarn hatten die Herzoge von Österreich gefährliche Nachbarn, welche oft in das Land einfielen, und es mit Feuer und Schwert verheerten. Herzog Leopold wollte nun eine Feste erbauen, von welcher er den Einfällen der Hungarn wehren, und seine beyden Herzogthümer beschützen könnte. Er hielt mit seinen Dienstherren an der Fischea eine Zusammenkunft, um sich über den Bau der neuen Stadt zu berathschlagen; und der Ort wurde bestimmt, wo sie angelegt werden sollte. Sie erhielt den Nahmen Neue Stadt oder Neustadt. Zum Unterschiede von mehreren Städten, die gleichen Nahmen führen, wurde sie in späteren Zeiten Wiener Neustadt oder Wienerisch Neustadt genannt. Herzog Leopold der Glorreiche, der Sohn und Nachfolger Herzogs Leopold des Tugendhaften, hat den Bau im Jahre 1200 vollendet. Der Stadt wurde ein Burgfrieden, den neuen Ansiedlern wurden Gründe zugetheilt, und die Marktfreyheit von Neukirchen nach Neustadt übertragen.

Herzog Friedrich der Streitbare findet in Neustadt Schutz.

Herzog Leopold der Glorreiche hatte kaum die Feste Neustadt vollendet, als ihm so wohl die Mauern der Stadt als die Treue und Ergebenheit der Bürger eine feste Schutzwehr gegen die ins Land eindringenden Hungarn waren. Besonders aber bewiesen die Einwohner dieser neu gegründeten Stadt eine felsenfeste Treue gegen Herzog Friedrich den Streitbaren, den Sohn Leopold des Glorreichen, der am 15. Junius 1211 hier das Licht der Welt erblickte.

Dieser junge, feurige Fürst war vom Kaiser Friedrich II. in die Acht und aller seiner Länder verlustig erklärt worden, weil er mit dem Sohne des Kaisers, dem Römischen König, Heinrich IV., gemeinschaftliche Sache gegen den Vater gemacht, und nicht die Parthey des Kaisers gegen den Papst genommen hatte. Bedrückung der Unterthanen gaben den Vorwand zu dieser harten Maßregel gegen den tapfern und unbezwingbaren Friedrich. Alle benachbarten Fürsten wurden aufgefordert, in des Herzogs Lande feindlich einzufallen. Im Herbst des Jahres 1236 waren alle Länder des Herzogs von den Feinden überschwemmt und verheeret. Wien war abgefallen, nur Linz, Stahrenberg, Mödling und Neustadt waren dem Herzoge treu geblieben. In letztere Stadt begab sich Friedrich mit seinen Getreuen, welche wie durch ihre Wälle und Mauern, so durch die unerschütterliche Anhänglichkeit der treuen Einwohner die beste Schutzwehr gegen die von allen Seiten zahlreich andringenden Feinde war.

Sieg bey Neustadt.

Conrad, Burggraf von Nürnberg, der auf Befehl des Kaisers die Statthalterschaft in dem abtrünnigen Wien führte, zog im April 1237 von da mit einem zahlreichen Heere auf das Steinfeld, um Neustadt zu erobern, und mit einem Schlage den Herzog Friedrich zu zernichten. Doch Friedrich, durch Kundschafter von diesem Zuge benachrichtiget, ging mit seinen wenigen Getreuen von Neustadt aus dem weit überlegenen Feinde rasch entgegen, schlug ihn in die Flucht, und nahm den Bischof von Passau und Freysingen, zwey mächtige Gegner, und sehr viele Ritter und Edelknechte gefangen, denen er großmüthig die Freyheit wieder schenkte, wodurch er ihre und der Unterthanen Herzen gewann, so daß nicht nur das Kriegsglück sich schnell änderte, sondern auch der größte Theil der irre geführten Unterthanen zur Pflicht und Treue mehr freywillig als gezwungen zurück kehrte.

Bald nach diesem herrlichen Siege feyerte Herzog Friedrich mit großer Pracht in Neustadt die Hochzeit seiner Schwester Gertrud mit Heinrich, Landgrafen von Thüringen. Die treue Anhänglichkeit der Neustädter Bürger lohnte Herzog Friedrich im Jahre 1242 durch Ertheilung verschiedener Vorrechte: er gestattete ihnen freyen Kauf und Verkauf und die freye Einfuhr aller Waren, die Steuerfreyheit und einen jährlichen Markt, so auch die freye Verhehlung aller Witwen und Töchter; da ehemahls die Witwen und Töchter reicher Bürgerleute nur an landesfürstliche Beamte sich verheirathen durften, und eine Ausnahme

von dieser Vorschrift durch eine Summe Geldes erkauft werden mußte.

Zug gegen die Tartaren.

Um diese Zeit waren unzählige Scharen wilder, raub- und mordlustiger Tartaren von Asien durch Pohlen und Rußland bis nach Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn und Slavonien gezogen, hatten alles mit Feuer und Schwert verheeret, viele tausend Einwohner, selbst wehrlose Greise, Weiber und Kinder gemordet, die Gränzen Oesterreichs überschritten, und sich im Jahre 1242 Neustadt genähert. Da zog ihnen Friedrich mit Wenzeslaw, dem Könige der Böhmen, dem Patriarchen von Aquileja, dem Herzoge von Kärnten und dem Markgrafen von Baden an die Leitha entgegen, und jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie eilig die Flucht ergriffen. Friedrich verfolgte sie, und tödtete eine große Zahl derselben. Von da setzten diese wilden Horden ihren Rückzug bis in ihr Vaterland fort.

Herzog Friedrich fällt im Treffen.

Im Jahre 1246 rückte Bela IV., König von Ungarn, mit einem zahlreichen Heere an die Gränze Oesterreichs. Seine Vortruppen, welche größten Theils aus Cumanen bestanden, die, wie in unseren Zeiten die Kosaken, auf flüchtigen Rossen den Feind umschwärmten, und ihm Abbruch thaten, setzten über die Leitha, und näherten sich der Weste Neustadt. Herzog Friedrich

griff sie am 15. Junius 1246 an, schlug sie in die Flucht, und jagte ihnen hitzig nach. Da trennte er sich zu weit von seinem tapferen Heere. Nur zwey Begleiter folgten ihm in einiger Entfernung. Da wendete sich ein Cumaner schnell um, und schoß einen schwer beschlagenen Pfeil auf den Herzog ab, der den Kopf des Pferdes so gewaltig traf, daß es niederstürzte, und mit seiner Last auf Friedrich lag, der sich nicht geschwind hervor arbeiten konnte. Seine zwey Begleiter kamen ihm zu Hülfe; aber sie wurden von den herbey geeilten Cumanen nach einer tapferen Gegenwehre getödtet. Dem Herzoge war durch den Fall das Visir aufgeschneilt. Frangipani, ein Anführer der Cumanen, stieß ihm den Spieß durch das Auge, und tödtete ihn auf der Stelle. So fiel der tapfere Herzog in der Nähe von Neustadt in einem Alter von 35 Jahren am nähmlichen Tage, an dem er in dieser Stadt geboren worden war. Sein Leichnam ruhet in Heiligen-Kreuz.

Kaiser Rudolph I. in Neustadt.

Herzog Friedrich der Streitbare war kinderlos gestorben, und unzählige Drangsale kamen über das verwaisete Osterreich, indem die Mächtigen im Lande die Güter der Schwächeren durch Gewalt an sich rissen, Befehdungen von allen Seiten waren, und kein Oberhaupt des Reiches diesem Unfuge Einhalt thun konnte, indem verschiedene Fürsten Anspruch auf das Land machten, welches der Kaiser endlich als ein zurück gefallenes Reichslehen erklärte, bis der Böhmen-König Ottokar durch Bestechung der Großen Osterreich und die Stey-

ermark an sich brachte. Als aber Rudolph von Habsburg zum Kaiser erwählt worden war, nahm er dem Böhmen-Könige die widerrechtlich an sich gerissenen Länder Osterreich und Steyermark wieder ab. Die Bürger der Neustadt hatten dem Kaiser im Kriege gegen Ottokar große Hülfe an Geld und Mannschaft geleistet, und den großen Sieg bey Laa erkämpfen helfen. Kaiser Rudolph I. begab sich selbst nach Neustadt, er ertheilte den Bürgern das rühmlichste Zeugniß ihrer Treue und Tapferkeit, gewährte ihnen zum Lohne verschiedene Begünstigungen im Handel, und bestätigte die Zoll- und Mauth-Freyheit. Im Jahre 1281 am Sonnabende vor Christi Himmelfahrt huldigte die Neustadt Albrechten den Sohn Rudolphs, den der Vater mit Osterreich belehnet hatte.

Neustadt eine Festung.

Unter den folgenden Regenten hat sich Neustadt immer durch unverbrüchliche Treue ausgezeichnet, und war oft der Wohnsiß der Herrscher Osterreichs. Die Stadt hatte an Ausdehnung und innerem Wohlstande zugenommen, und war eine wichtige Festung. Sie war mit dreyfachen tiefen und breiten Gräben umgeben; die Stadtmauern waren mit großen Quader-Steinen erbauet, und so hoch, daß keine Pfeilschüsse darüber langten. Auf denselben waren feste Streit-Thürme angelegt, welche mit Brennstoff und Geschos hinlänglich versehen waren. Die vier Stadt-Thore hatten Aufzug-Brücken, und selbst die Vorstädte waren mit einem weiten Graben, der immer mit Wasser gefüllt war, gegen

feindliche Anfälle geschützt. Am Ende der Stadt, wo jetzt die k. k. Militär-Akademie ist, stand die feste herzogliche Burg, von vier festen Thürmen beschützt. Sie war mit einem Wasser-Graben umgeben. An der Burg lag ein Thiergarten, der auch mit einer hohen und festen Mauer verwahret war. So befestiget hat Neustadt durch die Treue und Tapferkeit der Bürger jedem feindlichen Angriffe wehrhaft widerstanden.

Die Hungarn vor Neustadt.

Im Jahre 1446 wurde dieser Stadt hart zugesetzt. Herzog Albrecht V. hatte die Böhmishe und Hungarische Krone geerbt. Als ein so mächtiger Herr, der sich auch durch seine Weisheit und Mäßigung hohe Achtung in ganz Deutschland erworben hatte, wurde er auch einstimmig zum Römisch-Deutschen Kaiser erwählt, und diese hohe Würde blieb von ihm an durch mehr als dreyhundert Jahre bey dem Osterreichisch-Habsburgischen Hause. Allein Albrecht starb schon nach zwey Jahren (27. October 1439), und erst nach seinem Tode (22. Hornung 1440) wurde ihm ein Sohn Ladislaus Posthumus geboren. Während dessen Kindheit führte in Osterreich sein Vetter, Herzog Friedrich der Friedfertige, als Ältester des Osterreichisch-Habsburgischen Hauses, die Vormundschaft. In Böhmen übernahm Georg Podiebrad, ein edler Böhme, im Nahmen des unmündigen Prinzen, die Regierung; Hungarn aber wurde ihm von Wladislaw, dem Könige der Pohlen, entrisen. Nachdem aber dieser im Jahre 1444 in der Schlacht gegen die Türken bey Bar-

n a geblieben war, riefen die Hungarn auf dem Schlachtfelde den fünfjährigen Ladislaus zu ihrem Könige aus, und gaben ihrem Feldherrn Johann Corvin den Auftrag, den jungen Prinzen mit Güte oder Gewalt von dem Herzoge Friedrich abzufordern.

Johann Corvin fiel mit 10,000 Mann im Jahr 1446 in Österreich ein, weil Friedrich sich weigerte, den jungen Ladislaus den Hungarn ausfolgen zu lassen. Er bezwang mehrere Städte und feste Burgen, verheerte weit und breit das Land, und rückte vor die Thore Wiens und der Neustadt. Doch der eingetretene strenge Winter zwang ihn, sich zurück zu ziehen, und es wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Auch Podiebrad, der in Böhmen die Regierung leitete, forderte den jungen Prinzen für sein Königreich zurück; doch diese Streitsache wurde durch Friedrichs Gesandte noch gütlich beygelegt.

In diesem Zeitraume (11. Junius 1451) langte der heilige Johann Capistran, ein Franciscaner Mönch, welcher von dem Papste Nicolaus V. auf Friedrichs Ansuchen, um die Gläubigen gegen die Irrlehren des Johann Huf und anderer zu bewahren, abgeschickt hatte, in Österreich an. In Neustadt wurde er durch einen feyerlichen Zug der Geistlichkeit und der gesammten Einwohner empfangen. Er predigte dort, und zog dann nach Wien, um auch dort sein heiliges Lehramt zu verwalten.

Neustadt bleibt auch bey der Empörung
treu.

Herzog Friedrich reisete um diese Zeit mit dem jungen Ladislaus und seinem Bruder Albrecht nach Rom, um dort zum Römisch-Deutschen Kaiser gekrönt zu werden. Während seiner Abwesenheit empörte sich Einzinger, den Friedrich mit Würden und Reichthum überhäuft hatte. Er brachte einen Theil der Großen auf seine Seite, schaffte in Wien die zurückgelassene Regentschaft ab, setzte eine neue im Nahmen des unmündigen Ladislaus ein, und verband sich mit den Hungarn und Böhmen, um den jungen Ladislaus dem Kaiser Friedrich III. mit Gewalt zu entreißen.

Der Kaiser eilte von Rom in die treue Neustadt zurück, welche ungeachtet aller Anreizung zur Empörung dem Kaiser immer ergeben geblieben war, und dafür von ihm mit der Bestätigung aller Stadtfreyheiten und ihrer Kaufmannschaft im Jahre 1452 belohnt wurde. In Osterreich waren die Rätthe Ungnaden, Sternberg, Lobkowitz, Kollowrat, Stahrenberg und Zebinger und andere mehrere treu geblieben; die Ubrigen waren abgefallen, und das Volk, durch den meineidigen Einzinger verführt, war in voller Gährung, und so erbittert, daß Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn, der Sohn gegen den Vater, der Gatte gegen die Gattinn, die Kinder gegen die Mutter standen, je nachdem sie des Kaisers oder des Aufrührers Partey anhängen. Es wurden Gräuel verübt, vor denen das menschliche Herz zurückschaudert.

Der friedfertige Kaiser Friedrich suchte durch gütige Zusprache die erhitzten Gemüther in Wien und im Lande zu besänftigen, und die verführten Unterthanen zur Pflicht zurück zu bringen. Aber Einzinger arbeitete durch Überredung und Verbreitung aufrührerischer Schriften dem Kaiser entgegen, und zog mit den Empörern, zu welchen 800 Böhmishe Fußknechte und 200 Reiter gestoßen waren, im Lande herum, und bezwang Städte und Schlösser, und verheerte alles mit Feuer und Schwert. Er hatte Orth und Haimburg verwüstet, und rückte vor die treue Neustadt, wo der Kaiser mit dem jungen Ladislaus sich befand.

Sturm auf Neustadt.

Doch die gerechte Sache des Kaisers fand Unterstützung. Der Herzog von Baiern und der Churfürst von Brandenburg trugen ihm ihre Hülfe und Vermittlung an. Selbst Podiebrad, der Reichsverweser Böhmens, rückte mit seinen Truppen zur Beschützung des Kaisers heran. Jene braven Österreicher, welche den verführerischen Anlockungen des ruchlosen Empörers kein Gehör gegeben hatten, sammelten sich unter Anführung Stahrenbergs und Buchhaimbs, stellten sich den Empörern entgegen, und besetzten die wohl verschanzte Donau-Brücke bey Wien an der jetzigen Brigitten-Au. Auch ein päpstlicher Abgesandter war in Neustadt angelangt, um die Aufrührer zur Unterwerfung zu bereden. Doch diese verharren in ihrem frevelhaften Unternehmen. Kaum war der päpstliche Abgesandte im feyerlichen Zuge, begleitet von der Geist-

lichkeit im kirchlichen Gewande, mit Fahnen und allen Heiligthümern, unter dem Zulaufe des andächtigen Volkes, am 24. August 1452 neben dem Lager der Aufrührer in die treue Neustadt eingezogen, als diese mit ungestüme Wuth die Stadt bey dem Wiener-Thor zu stürmen anfangen. Ein schreckliches Blutbad entstand, ohne daß die Aufrührer in die Stadt eindringen konnten. Täglich wurden Ausfälle gemacht, und Stürme gewagt. Da sah man nun leider, daß der Vater auf den Sohn, oder der Bruder auf den Bruder im entgegen gesetzten Heere stieß, und ihn im wilden Grimme fechtend ermordete. Diese Gräuelthaten, die mit Verläugnung alles menschlichen Gefühls verübet wurden, erbitterten die Gemüther noch mehr.

Andreas Baumkirchner.

Die Belagerten machten einen Ausfall, die wilden Empörer schlugen sie mit ungewöhnlichem Grimme zurück, und erreichten fast zugleich mit ihnen das Stadt-Thor, gegen welches sie wüthend andrangen.

Da that, was einst Horatius Coeles für Rom, der wackere Steyerische Ritter, Andreas Baumkirchner für Wienerisch-Neustadt. Er stürzte, von wenigen Tapferen begleitet, unter das offene Thor, faßte festen Fuß, und stellte sich muthig den eindringenden Feinden entgegen. Fürchterlich mähet sein blutiges Schwert; er mit den wenigen Kampfgenossen schlug alle Angriffe der zahlreich andringenden Feinde so lange zurück, bis sich die Zerstreuten in größerer Zahl wieder sammelten, und sich an ihn angeschlossen.

Nun stürzte er mit diesen vereint, auf die Feinde, jagte sie eine gute Strecke zurück, ließ die Brücke aufziehen, das Thor verrammeln, und rettete so durch seine unerschütterliche Tapferkeit die treue Stadt.

Ladislaus Posthumus wird ausgeliefert.

Die Feinde setzten immer heftiger der Stadt zu. Es riß schon Hunger ein, da die Belagerer alle Zufuhr abschnitten, auch das Wasser abgegraben hatten. Da beschloß der Kaiser dem Kriege ein Ende zu machen. Er schickte den Erzbischof von Salzburg in das feindliche Lager, um einen Waffenstillstand mit der Bedingung abzuschließen, daß der Kaiser den jungen Ladislaus ausliefern wolle. Die Feinde hoben die Belagerung auf, und der zwölfjährige Prinz wurde am 4. September 1452, um neun Uhr früh, von den kaiserlichen Räten Aneas Sylvius und Reidberg, seinem Vetter Ulrich Grafen von Cilli, dem Anführer der Empörer, außer dem Wiener-Thore bey dem steinernen Kreuze, im Angesichte des feindlichen Heeres übergeben, welches ihn in seine Mitte aufnahm, und im Triumphe nach Bertholdsdorf und von da nach Wien führte.

Reichstag in Neustadt.

Nach hergestelltem Frieden belohnte Kaiser Friedrich III. die ihm und seinen Vorfahren von den Neustädter Bürgern erwiesene Treue dadurch, daß er ihrem gewöhnlichen Grundbuchs-Siegel ein eigenes Wap-

pen, einen schwarzen doppelten Adler im goldenen Felde, befügte.

Im Jahre 1455 wurde Neustadt durch eine hier gehaltene Reichs-Versammlung in ganz Europa berühmt. Die Türken hatten am 29. May 1453 Constantinopel, die Residenz-Stadt der Griechischen Kaiser erobert, und von da aus ihre Macht immer weiter ausgebreitet. Sie bedroheten schon Hungarn. In Osterreich, in der Steyermark, ja in ganz Deutschland so wie in Italien, war man in großen Sorgen wegen eines Einfalls dieser Barbaren. Da rief der Kaiser Friedrich III. die Churfürsten und Reichsstände nach Neustadt zu einer Berathung zusammen, wie man diesem gefährlichen Feinde am nachdrücklichsten begegnen könne. Der Papst Calixtus III., der sich selbst in Rom vor diesen Barbaren nicht mehr sicher glaubte, ordnete den Cardinal von St. Angeli nach Deutschland ab, daß er dort das Kreuz predigen, und die Einwohner zu einem Kriegszuge gegen die Türken anfeuern sollte.

Streitigkeiten nach dem Tode des Ladislaus Posthumus.

Der Erbe von Osterreich und Hungarn, der Prinz Ladislaus, starb unvermuthet in einem Alter von 16 Jahren in Hungarn. Kaiser Friedrich, sein Bruder Albrecht, der durch einen am 8. Jänner 1453 zu Neustadt geschlossenen Vertrag die Vorlande in Schwaben, Elsaß, die Grafschaft Habsburg, Kyburg, Pfierth u. s. w. besaß, endlich ihr Vetter, Herzog Sigmund von Tirol, machten nun Ansprüche auf

Österreich, und zogen im Jahre 1458 gegen Wien, wo diese Streitsache entschieden werden sollte. Ein Vergleich endete den Zwist, der leicht hätte blutig werden können. Alle drey theilten die Einkünfte von Österreich. Herzog Albrecht trat in der Folge am 10. May 1458 zu Wien an Sigmund den Genuß seines Drittheils ab, und Kaiser Friedrich III. überließ durch einen Vertrag vom 22. August 1458 an Albrecht auch die Regierung des Landes ob der Enns.

Neustadt, der Geburtsort Kaisers Maximilian I.

Das Jahr 1459 wurde für Neustadt besonders merkwürdig. Dem Kaiser Friedrich III. wurde von seiner Gemahlinn Eleonora, der Tochter des Königs Eduard von Portugall, ein Prinz geboren, den der Erzbischof von Salzburg, Sigismund, am 22. März gekauft, und dem er den Nahmen Maximilian beygelegt hat. So ist die Neustadt der Geburtsort des großen Kaisers Maximilian I., eines der größten Regenten aus dem Österreichisch-Habsburgischen Hause. Außer diesem hatte Kaiser Friedrich noch zwey Söhne und eine Tochter, welche alle in Neustadt geboren wurden, und auch dort gestorben sind.

Kaiser Friedrich wird in Neustadt zum Könige von Hungarn ausgerufen.

Um die Krone Hungarns hatte Kaiser Friedrich nach Ladislaws Tode an Mathias Corvinus

einen mächtigen Nebenbuhler, indem er viele Große auf seine Seite brachte, die ihn am 24. Jänner 1458 zum Könige von Hungarn erwählten. Entgegen kam am Sonntag Eätare im Jahre 1459 eine zahlreiche Gesandtschaft aus Hungarn nach Neustadt, welche dem Kaiser am 17. Hornung 1459 die Bottschaft überbrachten, daß er von der großen Zahl der Gutgesinnten, die sich öffentlich gegen Mathias Corvinus erklärt hatten, in einer feyerlichen Versammlung zum Könige von Hungarn erwählt worden sey. Diese Abgeordneten führten den mit der Hungarischen Krone und den Reichskleinodien gezierten Kaiser von der Burg in die Kirche, und riefen ihn zum Könige von Hungarn aus.

Mathias machte mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche auf die Krone Hungarns geltend, und es entbrannte ein Krieg, welchen ein am 22. Julius 1463 zu Neustadt geschlossener Vertrag endigte, vermög welchem der Kaiser nur den Titel eines Königs von Hungarn, und den Genuß von Forchtenstein und Koboldsdorf behielt, dem Mathias Corvinus Reich und Krone gegen dem überlassen wurde, daß Hungarn an Osterreich gelangen sollte, wenn er ohne Erben stürbe.

Empörung in Wien.

Um das Jahr 1460 entstand in Osterreich wegen Einführung der minderhältigen Münzsorten, wodurch große Theuerung herbeigeführt wurde, große Unzufriedenheit, und Friedrichs Bruder, Albrecht unterstützte die Mißvergnügten. Er kam mit einem Heere vor Wien;

welches mit Neustadt dem Kaiser treu geblieben war; aber er wurde von den Bürgern vor dem Stubenthore angegriffen, und tapfer zurück geschlagen.

Im Jahre 1462 drang Albrecht wieder mit einem Heere in Osterreich ein, verwüstete die Örter an der Donau, nahm Klosterneuburg weg, und brachte die Wiener auf seine Seite, daß sie den vom Kaiser eingesetzten Bürgermeister und seine Rätthe verjagten, und andere erwählten. Der Volksaufstand in Wien hatte so sehr überhand genommen, daß sie dem Kaiser, der von Neustadt zur Tilgung des Aufstandes herbegeeilet war, den Eintritt in die Stadt verweigerten, der ihm erst nach drey Tagen unter gewissen Bedingungen gestattet wurde.

Des Kaisers Bemühen, die Ruhe in Wien herzustellen, war vergeblich. Die Empörer heuchelten Unterwürfigkeit, damit der Kaiser sein Fußvolk aus der Stadt schicke. Als dieses geschehen war, umgaben sie die Burg, und schlossen in derselben den Kaiser, seine Gemahlinn und seinen Sohn Maximilian, sammt den ihm treu gebliebenen Edlen, durch sechs Wochen ein. Doch die Hülfe, welche Podiebrad, der Böhmen König, dem Kaiser geschickt hatte, und die durch Andreas Baumkirchner herbegeführten Kärntner und Landleute vertrieben die Empörer von der Burg, und befrezten den Kaiser. Die treuen Kärntner geleiteten als Ehren- und Schutz-Wache die Kaiserinn und ihren Sohn Maximilian nach Neustadt. Kaiser Friedrich eilte dem Könige Podiebrad nach Korneuburg entgegen, wo durch dessen Vermittlung der Friede zwischen beyden Brüdern zu Stande kam. Der Kaiser überließ

seinem Bruder Albrecht das Land unter der Enns auf acht Jahre. Albrecht starb im Jahre 1463, und so kamen die Besitzungen, welche dieser unruhige Fürst seinem friedfertigen Bruder abgedrungen hatte, wieder an denselben zurück.

Nur vier Jahre nach Albrechts Tode dauerte der Friede, während welchem der Kaiser der treuen Neustadt viele Beweise seines Wohlwollens gab. Sie erhielt ein Bisthum, eine Propstey und einen Ritterorden.

Neustadt fällt in Feindes Hand.

Im Jahre 1477 zog der König von Hungarn, Matthias Corvinus mit einem Heere von 70,000 Mann feindlich nach Osterreich bis vor Wien, und schloß die Stadt ein.

Nur mit Mühe konnten derselben von Neustadt aus Lebensmittel zugeführt werden. Beyde Städte waren in größter Gefahr. Doch die Gemahlinn des Hungarischen Königs brachte zwischen dem Kaiser und ihrem Gemahle einen Waffenstillstand am 7. November zu Korneuburg zu Stande, auf welchen am 19. December der Friede folgte.

Wegen der Kriegs-Kosten entbrannte ein neuer Krieg. Wien fiel am 1. Junius 1485, und das Jahr darauf wurde Neustadt belagert. Tapfer vertheidigten sich die Bürger; nur Hunger und Krankheit konnte sie zur Übergabe zwingen, welche am 29. Junius 1487 mit dem Könige Matthias unterhandelt wurde. Nach einer achtzehnmonatlichen Belagerung kam sie erst in die Hände der Feinde.

König Matthias selbst ehrte die Standhaftigkeit der Neustädter Bürger während dieser langen Belagerung, und deren Treue gegen den Landesfürsten. Er bestätigte der Stadt ihre Freyheiten, und schenkte den Bürgern sein Bildniß, Panzerhemd, seine Mütze, Halszierde, seinen Reitsattel und einen silbernen Becher, den Kaiser Friedrich in der Burg vergessen hatte. Alle diese Alterthümer werden noch im Stadt-Archive aufbewahrt.

Neustadt entzieht sich fremder Oberherrschaft.

König Matthias starb am 5. April 1490 in Wien. Da machten die Neustädter Miene, sich ihrer Hungarischen Besatzung zu entledigen. Diese, Gewalt fürchtend, zog eilig nach Wien, um die dortige Besatzung zu verstärken.

Die von den Feinden befreyte Stadt schickte so gleich Abgeordnete an den Kaiser in Linz, und an seinen Sohn, den Römischen König Maximilian, der schon mit einem Heere zur Befreyung Osterreichs im Anzuge war. Am 10. August desselben Jahres kam Maximilian bey Neustadt an. Die Bürger und die Geistlichkeit waren ihm mit den Abgeordneten der Universität und Bürgerschaft Wiens, die Tages zuvor angekommen waren, in einem feyerlichen Zuge entgegen gegangen. Die Neustädter und Wiener schwuren ihm und dem Kaiser den Eid der Treue, und bathen ihn, sich gegen Wien zu wenden, um diese Stadt von den Feinden zu befreyen. Maximilian zog am 19. Au-

gust mit 4000 Mann und und vielem Geschütze dahin, und reinigte die Stadt und ganz Osterreich von den Feinden.

Krieg gegen die Hungarn.

Die Hungarn hatten nach dem Tode des Mathias Corvinus allen Verträgen zuwider Vladislaus, dem Könige der Böhmen, die Hungarische Krone übergeben. Maximilian zog nach Hungarn, um die Rechte des Osterreichisch-Habsburgischen Hauses auf den Thron Hungarns geltend zu machen. Er eroberte die Städte Güns, Odenburg, Stein am Anger, Wesprim, schloß in Pesth Frieden unter der Bedingung, daß nach dem Tode des Königs Vladislaus Hungarn an Osterreich fallen sollte, kehrte nach Neustadt zurück, bestätigte die Freyheiten der Stadt, und ertheilte ihr wegen bewiesener Treue großes Lob.

Kaiser Maximilians I. Verfügung in Neustadt.

Kaiser Friedrich starb am 24. August 1493 in einem Alter von 78 Jahren. Ihm folgte sein Sohn, der große Kaiser Maximilian I. Die vielen Kriege hinderten diesen Regenten, lange in Neustadt zu verweilen; doch ertheilte er dieser seiner Geburtsstadt viele Gnadenbezeugungen. Er setzte ein Hofgericht dahin, welches alle Quartember öffentlich Gericht hielt. Im Jahre 1496 schaffte er durch ein eigenes Gesetz alle Juden in Neustadt ab, welche sich durch den wahren oder ange-

dichteten Raub der Christen-Kinder und Ermordung derselben, durch Verfälschung der Urkunden, durch Betrug und Wucher verdächtig gemacht hatten. Im Jahre 1505 hielt Maximilian in Neustadt einen Landtag, auf welchem alle Abgaben von liegenden Gründen im Lande bestimmt und festgesetzt wurden, daß jeder, der hundert Pfund Nutzen und Renten von denselben bezog, einen wohl gerüsteten, geharnischten Reissig mit Pferd und Sattel zu dem Kriege gegen die Venetianer stellen sollte.

Kaiser Maximilian starb zu Bels am 12. Jänner 1519. Seine Leiche wurde nach Neustadt gebracht, und dort in der Georgs-Kirche bey dem Hochaltare beygesetzt.

Blutgericht in Neustadt.

Da nach dem Tode des Kaisers Maximilian I. sein Nachfolger und Enkel, Ferdinand I., Sohn des Philipp, König in Spanien, nicht bald nach Wien kam, um die Regierung zu übernehmen, rissen einige Empörer die Verwaltung der Stadt und des Landes an sich, und schickten selbst Abgeordnete an den Erzherzog nach Spanien, um sich über ihr Betragen zu rechtfertigen und ihm Vorschläge zu thun, wie künftig Osterreich regiert werden sollte. Ferdinand wies sie mit Unwillen ab, begab sich nach Osterreich, und forderte die Empörer nach Neustadt, daß sie sich da rechtfertigen sollten. Da sie ihr schändliches Unternehmen auf keine Art entschuldigen konnten, wurden sie alle, zwölf an der Zahl, meistens obrigkeitliche Personen, in Ketten geworfen, und am 9. August

1522 auf dem Hauptplatze in Neustadt, an der Stelle, die noch jetzt erhöht, und rund ausgepflastert ist, enthauptet. Wien verlor durch diese Empörung verschiedene Freyheiten. Neustadt war treu und ruhig geblieben.

Neustadt widersteht den Türken.

Als die Türken im Jahre 1520, von Johann Zapolya, gerufen, der sich zum Könige von Ungarn aufgeworfen hatte, mit großer Heeresmacht gegen Osterreich zogen, brachten die treuen Einwohner Neustadts dem Kaiser Ferdinand I. beträchtliche Geldsummen zur Bestreitung der Kriegs-Kosten dar. Der Feind rückte vor die Stadt, und wagte siebenmahl einen heftigen Sturm. Doch seine Wuth scheiterte an der Tapferkeit der Besatzung, und wurde immer mit großem Verluste zurück geschlagen, ohne daß er der Stadt Meister werden konnte. Zum Lohne schenkte der Kaiser der Stadt eine roth seidene Fahne, welche auf einer Seite die Lateinische Aufschrift: »Die immer treue Neustadt.« auf der andern Seite: »Für Kaiser und Religion.« hat.

Kaiser Maximilian II., Sohn und Nachfolger Kaiser Ferdinands I., hatte als Kronprinz durch längere Zeit in Neustadt seinen Sitz, und hat derselben während seiner Regierung verschiedene Beweise seiner Huld gegeben. Mit immer gleicher Treue hing Neustadt den folgenden rechtmäßigen Beherrschern Osterreichs an, und hat besonders in den Türkenkriegen unverbrüchliche Unterthans-Treue bewiesen.

Im Jahre 1683 rückte ein unzähliges Heer der Muselmänner bis vor Wien, um die Kaiserstadt zu belagern, und bezeichnete den Weg mit Plünderung, Brand und Blut. Neustadt wurde in Eile in Vertheidigungs-Stand gesetzt, und alle Bürger griffen gemeinschaftlich mit den Soldaten zu den Waffen. Der Feind näherte sich der Stadt, und forderte sie zur Übergabe auf. Man antwortete ihm mit einer vollen Ladung aus dem Geschütze, und war entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Die Feinde zogen in Eile ab, und fielen dem kaiserlichen Generale Häusler in die Hände, der sie zerstreute und über tausend Mann von denselben tödtete.

Ragozzi als Staats-Gefangener in Neustadt.

Bei den Unruhen, welche Ragozzi, Fürst in Siebenbürgen, um das Jahr 1700 in Hungarn anzettelte, war Neustadt eine undurchdringliche Schutzwehre gegen die Aufrührer. Ragozzi wurde am 29. März 1701 zu Tokai gefangen, und nach Neustadt in Verwahrung gebracht, wo das Urtheil über ihn gesprochen werden sollte. Er entkam aus dem Gefängnisse, und Neustadt wurde neuer Gefahr durch die Empörer ausgesetzt. Es wurden an den Gränzen Hungarns im Viertel Unter-Mannhartsberge und Unter-Wiener-Wald Schanzen errichtet, und alles Volk zur Vertheidigung aufgerufen. Neustadt war der Sammelplatz für das Viertel Unter-Wiener-Wald. Die Unruhen wurden glücklich gedämpft.

Neustadt in den neueren Zeiten.

In der neuesten Zeitgeschichte hat sich Neustadt nicht minder durch Biedersinn, Treue und Ergebenheit der Einwohner gegen ihren Monarchen rühmlich ausgezeichnet. Diese haben während des letzten zwanzigjährigen Krieges bedeutende Summen für die Kriegskosten freywillig dargebracht; im Jahre 1797, wo alles gegen den andringenden Feind die Waffen ergriff, waren 400 wohlgerüstete Bürger bereit, Leben und Blut für Monarchen und Vaterland hinzugeben. Im Jahre 1800 hat Neustadt eine Zahl Schützen, auf eigene Kosten ausgestattet, ins Feld gestellt. In den bedrängnißvollen Jahren 1805 und 1809, wo zahlreiche feindliche Heere unser geliebtes Oesterreich überschwemmten, und alles unter dem harten Drucke seufzete, wurde die Liebe zu Monarchen und Vaterland nur noch mehr angefacht, welche sich bey der ersehnten Zurückkunft unsers allgeliebten Kaisers Franz I. desto lauter in Wort und That, wie überall, so auch in Neustadt aussprach.

Merkwürdigkeiten der Stadt.

Neustadt ist noch jetzt mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben, ohne eine eigentliche Festung zu seyn. Sie ist im Viereck angelegt, hat vier Thore und eine Vorstadt, die Leopoldstadt genannt. Sie zählt 8000 Einwohner. Es ist hier ein Gymnasium in der Cistercienser Abtey zur heil. Dreyfaltigkeit, eine Hauptschule, ein k. k. Regiments- Knaben- Erziehungshaus, ein k. k. Bankal- Inspectorat- Salz- Siegel- und Stäm-

pel-Amt, eine Equitations-Schule, mehrere Fabriken, worunter die Zucker-Raffinerie des Herrn Trentner die bedeutendste in allen k. k. Erblanden ist. Eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt ist

die k. k. Militär-Akademie

in der kaiserlichen Burg, welche Herzog Leopold der Eugendhafte erbauet, und mehrere Beherrscher Osterreichs bewohnt haben. Im Jahre 1752 hat die große Kaiserinn Maria Theresia dieselbe zu einer Bildungs-Anstalt für Knaben bestimmt, welche sich dem Soldaten-Stande widmen, und sie hat sich ein bleibendes Denkmahl ihrer Weisheit und Fürsorge für das Wohl des Staates dadurch gegründet. Die gute Monarchinn wollte von diesem Institute aus nicht nur ihre tapferen Heere mit Officieren, die in allen Theilen der Kriegs-Wissenschaft und in den zu derselben erforderlichen Nebenwissenschaften wohl unterrichtet und zum Kriegsdienste ganz ausgebildet sind, versehen, sondern auch ausgezeichnete Officiere und verdiente Staatsbeamte dadurch belohnen, daß sie die Sorge und Kosten für die Erziehung und Bildung ihrer Söhne übernahm.

In dieser Akademie werden immer 440 Zöglinge in einem Alter von 10 bis 18 Jahren erzogen, von welchen 304 auf kaiserliche Kosten, 116 auf Kosten der Landstände der verschiedenen Provinzen erhalten werden, und 20 die Verpflegsgelder bezahlen. Seine Majestät der Kaiser bestimmen die Zöglinge, welche in die Akademie aufgenommen werden, auf den Vorschlag der Ober-

Direction. Zu den Stiftungs-Plätzen der Landstände schlagen dieselben zu jedem offenen Plage drey Candidaten vor, von welchen Seine Majestät einen zur Aufnahme bestimmen. Der Knabe, welcher aufgenommen zu werden wünscht, muß wenigstens zehn Jahre und nicht älter als zwölf Jahre, vollkommen gesund und von starkem Körperbaue seyn, der Wachsthum verspricht; er muß die natürlichen Blattern überstanden haben, oder geimpft worden seyn, und empfehlende Zeugnisse über seine Sitten und seinen Fortgang im Deutschen Lesen und Rechtschreiben beybringen.

Wohlthätige Versorgung der Zöglinge.

Mit der Aufnahme ist die Versorgung des Zöglings für seine ganze übrige Lebenszeit, wenn er sich anders gut beträgt, verbunden, und hierdurch kann man die Größe der Wohlthat schätzen, welche der Staat den verdienten Officieren und Staats-Dienern erweist, daß er ihre Söhne gleichsam an Kindesstatt annimmt, und mit väterlicher Sorge ihr körperliches und geistiges Wohl befördert.

Die Ältern sind aller Fürsorge und aller Kosten für ihre Söhne enthoben. Die Zöglinge erhalten Wohnung, Kleidung, Nahrung, Krankenpflege, Unterricht, und alles dieses auf öffentliche Kosten, und selbst ein kleines Taschengeld wird ihnen gereicht. Bey ihrem Austritte werden sie, so weit sie es durch ihr Wohlverhalten und ihren guten Fortgang verdienet haben, als Officiere in der Armee angestellt, und erhalten eine voll-

ständige Ausstattung zu der Officiers-Stelle, und selbst noch das Reisegeld, um zum Regimente zu gelangen.

Kleidung der Zöglinge.

Der in die Akademie tretende Zögling erhält eine ganze Haus-Uniform, einen schwarzgrauen Rock mit pompadour-farbenem Kragen und Aufschlägen, die mit seidenen oder goldenen Lizen, nach der Vorrückung in die höheren Classen, gestickt sind, mit zwey Paar schwarzgrauen Beinkleidern, zwey Paar Stiefeln, einen Czakó, Anfangs einen Mantel, in den höheren Classen einen Kaput-Rock und die nöthige Leibeswäsche. Jährlich erhält er eine neue Uniform, das Übrige nach Bedürfniß.

N a h r u n g.

Für die Nahrung der Zöglinge ist hinlänglich gesorgt. Sie haben zum Frühstück und zur Pause gut ausgebackenes Brot in reichlichen Portionen, zum Mittagmahle vier schmackhafte Speisen in hinlänglicher Menge, und des Abends zwey Gerichte. Ihr Getränk ist Wasser; statt des Weines erhalten sie Geld auf die Hand, für welches sie sich an bestimmten Tagen Wein können holen lassen, oder welches sie zu ihrem Vergnügen verwenden können.

Die Wohnung

der Zöglinge ist lustig und gesund. Die Lage der Stadt Neustadt, dem freyen Zutritte der Winde aus-

gesezt, welche die Atmosphäre wohlthätig reinigen, die Lage des Akademie = Gebäudes auf dem erhabensten Ende der Stadt lassen nichts zu wünschen übrig. Die Hör- und Schlaf-Säle der Zöglinge sind in dem gesunden Theile des Hauses angebracht, und sind sehr groß und geräumig, und allenthalben herrscht eine bewunderungswürdige Keuschheit.

An das Gebäude stoßt ein Garten, der einen Flächenraum von 480,000 Geviert-Klaftern einnimmt. Dieser gewährt hinreichenden Platz zum Spazierengehen und verschiedenen Leibesübungen, welche im strengsten Winter, ausgenommen bey dicht fallendem Regen oder Schnee, nicht unterbleiben dürfen.

Krankenpflege.

So wie die ganze körperliche Erziehung in der Akademie auf Erhaltung und Befestigung der Gesundheit, auf Stärkung der Leibeskräfte und Abhärtung hinzielt, so ist auch für die Pflege desjenigen, welcher erkrankt, väterlich gesorgt. Sechs Zimmer mit einer Küche sind im oberen Stockwerke des Hauses für die Kranken bestimmt. Zwey Ärzte und ein Oberarzt behandeln sie mit aller Sorge; sechs erfahrene Krankenwärter verpflegen sie. Arzeneien und die ganze Krankenpflege werden auf Kosten des Hauses bestritten.

Geistige Bildung.

Die Zöglinge dieses Hauses werden zu Officieren gebildet, und erlernen hauptsächlich jene Gegenstände

und Hülfswissenschaften, welche zu ihrem künftigen Berufe unumgänglich nothwendig sind; aber es wird nichts vernachlässiget, was dem Zöglinge als Menschen und Staats-Diener zu wissen nöthig oder empfehlend ist. Sie machen sich alle Kenntnisse, Wissenschaften und Fertigkeiten eigen, welche der Soldat mit den übrigen Ständen gemein haben muß, wenn er Anspruch auf allgemeine Bildung für die Welt machen will.

Lehrgegenstände.

Die Zöglinge erlernen im Stufenweisen Gange alle Lehrgegenstände der Normal- und Gymnasial-Schulen und vorzugsweise die Religions- und Sittenlehre; dann die theoretische und practische Philosophie, lauter Gegenstände, die den gebildeten Weltbürger vor andern auszeichnen. Nebstbey erhalten sie Unterricht in allen Sprachen, welche im Osterreichischen Kaiserstaate gesprochen werden, auch in der Französischen und Englischen. Als Hülfswissenschaft zu ihrem künftigen Berufe lernen sie die Mathematik in allen Theilen, die Mechanik, Hydraulik, Physik, Baukunst, Zeichnen, Aufnehmen, das Natur- und Völkerrecht, die Statistik u. s. w.

Die rein militärischen Gegenstände der Zöglinge sind: Dienstkenntniß, reine und höhere Taktik, Kriegsgeschichte, theoretische und practische Geschütz-Wissenschaft, Verschanzungs-Bau, Angriff und Vertheidigung der Festungen.

Um dem Körper die nöthige Haltung, Gelenksamkeit, Geschmeidigkeit und Stärke zu geben, erhalten

die Zöglinge Unterricht im Tanzen, Exercieren, Fechten, Voltigieren, Schwimmen und Reiten.

Eintheilung in Classen.

Alle diese Unterrichts-Gegenstände sind in acht Jahrgänge, und daher alle Zöglinge auch in acht Classen eingetheilt. Jene Zöglinge, welche von glücklichen Anlagen unterstügt, mit Fleiße sich die für jede Classe vorgeschriebenen Gegenstände eigen gemacht haben, sind nach dem achten Unterrichtsjahre zum Übertritte als Officier zu einem Regimente geeignet. Sie müssen sich bey jeder halbjährigen Prüfung durch die acht Studien-Jahre die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten erworben haben.

Prüfungen.

Diese halbjährigen Prüfungen werden im April und September eines jeden Jahres in Gegenwart des Local-Directors und aller Stabs-Officiere der Akademie mit unparteylicher Strenge gehalten. Die Zöglinge, welche sich besonders auszeichnen, werden durch den Beyfall der Vorgesetzten und Lehrer und durch Ehrenzeichen belohnt, welche bey den Zöglingen der untern Classen in seidenen, bey jenen der oberen Classen in goldenen, an die Borden des Uniforms-Kragen gehefteten Quasten bestehen.

Im August hat eine

strenge Prüfung

jener Zöglinge der achten Classe, die zum Austritte geeignet sind, in Gegenwart des Local-Directors und der

Stabs-Officiere der Akademie Statt. Sie werden aus jedem Gegenstande der zurückgelegten acht Classen geprüft, die Prüfungsnoten werden von dem Local-Director und allen anwesenden Stabs-Officieren unterfertigt, und dem Ober-Director, Seiner kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzoge Johann eingesendet, der nach dem moralischen und wissenschaftlichen Werthe des Geprüften Seiner Majestät dem Kaiser den Vorschlag vorlegt, ob er würdig sey, als Officier, als k. k. oder als Regiments-Cadet zu einem Regimente überzutreten. Seine Majestät gibt die allerhöchste beliebige Ernennung an den k. k. Hof-Kriegsrath herab, welcher dem Austretenden das Regiment, welches er oft selbst wählen kann, bestimmt. Der Zögling wird nun ganz ausgestattet, und erhält Tagesgelder und Vorspann zur Reise an seinen Bestimmungsort.

Probejahr.

Aber nicht allen gelingt es, den gehörigen Fortgang in jeder Classe zu machen; besonders stoßt mancher in der vierten Classe auf große Schwierigkeiten. Aus Liebe zu der Jugend hat man das vierte Jahr zum Probejahre angenommen. In diesem Course wird nämlich die Mathematik angefangen, bey welchem Gegenstande leicht zu entscheiden ist, ob ein Zögling Anlage zum Forschen und Denken besitze, da in den früheren Classen bey Erlernung der Sprachen, der Geographie und Geschichte mehr das Gedächtniß gewirkt hat. Wenn daher ein Zögling in der vierten Classe nicht den gehörigen Fortgang macht, so darf er dieselbe durch ein Jahr wieder-

hohlen. Wenn er auch dann zurück bleibt, wird er seinen Ältern zurück gegeben, und wenn diese ganz dürftig, oder der Zögling eine mittellose Waise ist, wird er in eine andere Bildungs-Anstalt zur bürgerlichen Brauchbarmachung übersezt.

Lehrer.

Den Unterricht in der Religion, der Deutschen und Lateinischen Sprache, der Recht- und Schönschreibekunst, den Gymnasial- Gegenständen und Philosophie ertheilen Lehrer aus dem Orden der frommen Schulen; in den übrigen Sprachen, in der freyen Handzeichnung und den gymnastischen Künsten unterrichten Lehrer theils aus dem Militär-, theils aus dem Civil-Stande. Der Unterricht in den historischen, geographischen, statistischen, mathematischen und militärischen Wissenschaften wird durch ausgezeichnete Officiere ertheilt. Aus dem Natur- und Völkerrechte gibt der Auditor des Hauses Vorlesungen.

Eintheilung der Zöglinge.

Nach der Eintheilung der Lehrgegenstände in acht Jahrgänge sind auch die Zöglinge in acht Classen eingetheilt. Zwey Classen bilden eine Compagnie, zwey Compagnien eine Division. Die erste Compagnie besteht aus der achten und siebenten, die zweyte aus der sechsten und fünften, die dritte aus der vierten und dritten, die vierte aus der ersten und zweyten Classe.

Die Divisionen sind durch die Bewaffnung unter-

schieden. Die obere Division hat Infanterie-Gewehre, Säbeln und Taschen in Parade und bey dem Exercieren: die vierte Classe der unteren Division hat Gewehre, Bajouette und Taschen, und erhält Unterricht im Exercieren, damit sie, wenn sie in die obere Division vorrückt, so gleich ins Glied eintreten könne.

Jede Compagnie der oberen Division wird von einem Capitän-Lieutenant, jede der unteren Division durch einen Ober-Lieutenant befehliget, unter welchem zur Aufsicht zwey Subaltern-Officiere und vier Feldwebel stehen. Wenn die obere Division zum Exercieren, zur Kirchen- oder andern Paraden austrückt, treten Zöglinge der achten Classe, welche sich durch Fleiß und gute Aufführung diesen Ehrenplatz erworben haben, als Feldwebel und Corporale ein.

Moralische Erziehung.

Überhaupt wird auf Religion und gute Sitten, ohne welche der geschickteste Mensch gar keinen Werth hat, in dieser Akademie sehr genau gesehen. In den Classen wird von den Katecheten fortdauernder Unterricht in der Religion und Sittenlehre gegeben. Alle Religionsübungen werden mit Auferbauung und Nührung vorgenommen. Jede Gelegenheit wird benützt, das religiöse und moralische Gefühl der Zöglinge zu beleben und zu schärfen, sie zur Gottesfurcht und Sittlichkeit zu gewöhnen, durch Lehre und Beispiele Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Anhänglichkeit an Monarchen und Vaterland, hohes Ehrgefühl, Tapferkeit und Helden-Tugenden in ihnen zu erwecken.

Häusliche Zucht.

Alle Fehler und Vergehen werden geahndet. Man hat eigene Verhaltensregeln festgesetzt, welche jeder Zögling eigenhändig abschreiben, und als Richtschnur behalten und beobachten muß. Sie werden allen am ersten Sonntage eines jeden Monaths vorgelesen, erklärt und eingeschärft. Die dagegen Fehlenden werden belehrt, zurechtgewiesen und väterlich ermahnt. Im Wiederholungsfalle des Vergehens folgt Strafe, welche nach dem Grade des Vergehens von dem Compagnie-Commandanten oder dem Stabs-Officiere, der die Aufsicht hat, oder wenn das Vergehen groß ist, von dem Local-Director, ja selbst von dem Ober-Director verhängt wird. Die eingeführten Strafen bestehen nach Verhältniß des Alters des Sträflichen und der Größe des Vergehens in Entbehnung einer oder einiger Speisen, im Fasten bey Wasser und Brot, in Ausschließung von Vergnügungen und Unterhaltungen, in leichterem oder schwererem Arreste. Ganz unverbesserliche Zöglinge werden von der Akademie ausgeschlossen; wenn sie klein sind, ihren Altern zurück gegeben, wenn sie größer sind, zu den Regimentern als Cadeten, in schlimmen Fällen auch als Gemeine abgegeben.

Leitung der Erziehungs-Anstalt.

Die obere Leitung dieser vortrefflichen militärischen Erziehungs-Anstalt ist immer einem General-Feldmarschalle oder Feldzeugmeister, jetzt Seiner kaiserlichen Hoheit, dem durchlauchtigsten Erzherzoge Johann, Ge-

neral = Genie = Director, anvertrauet. Da der Ober = Director wegen seiner andern gleichzeitigen Anstellung nicht immer in Neustadt wohnen kann, so führt ein General oder Oberster, jetzt der Feldmarschall = Lieutenant, Philipp von Faber, die Unterleitung oder Local = Direction.

Zur weiteren Aufsicht sind in der Akademie drey Stabs = Officiere angestellt, von welchen wechselseitig täglich einer die Aufsicht führt. In jedem der acht Lehr = und acht Schlaf = Säle haben ein Hauptmann und zwey subalterne Officiere von Morgens fünf Uhr, als der Stunde des Aufstehens, bis Abends neun Uhr, der Stunde des Schlafengehens, die Inspection. In jedem Lehrsaale ist ein gedienter Feldwebel zur Aufsicht angestellt, welcher auch in dem beleuchteten Schlafsaale der seiner Aufsicht anvertrauten Zöglinge schläft, wo auch ein Bedienter die Nachtwache hält.

Die zur Aufsicht bestimmten Officiere und Feldwebel begleiten die Zöglinge überall, in die Kirche, in die Speisesäle, auf Spaziergänge u. s. w.

Die Fußwaschung.

Es gibt nicht leicht eine rührendere Handlung der Christlichen Demuth, der hülfreichen Dienstbefissenheit und der gastfreundschaftlichen Menschenliebe, als die Fußwaschung, welche Ihre Majestäten, der Kaiser und die Kaiserinn in echt religiösem Sinne an zwölf armen Greisen und Greisinnen jährlich am Gründonnerstage in der Charwoche vornehmen.

Aus der Religions-Geschichte wissen wir, daß unser göttlicher Lehrer, Jesus, nachdem er mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl gegessen hatte, seinen bey Tische sitzenden Jüngern, selbst dem verrätherischen Judas Ischariot nach Art eines Hausfreundes, die Füße gewaschen hat. Petrus erkannte, wie sehr sich Jesus, ihr Meister und Gottes Sohn, dadurch vor ihnen, seinen Jüngern, erniedrigte. Jesus wollte ihnen vor seinem Abschiede noch ein Beyspiel der Demuth und der Dienstbefissenheit geben, daß keiner den andern gering schätze, sondern jeder dem andern alle Liebes-Dienste erweisen soll. »Wie ich,« sprach der göttliche Lehrer, »als euer Herr und Meister, euch durch das Waschen der

Füße einen niedrigen Dienst erwiesen habe, so sollet ihr auch alle Ansprüche auf Vorzüge aufgeben, euch einander gleich achten, und einander alle Liebes-Dienste erweisen. «

Die Fußwaschung ist bey der Römischen Kirche uralt.

Der schöne Gebrauch, armen Leuten an diesem erhabenen Gedächtniß-Tage die Füße zu waschen, und hierdurch Demuth und Bruderliebe zu üben, hat sich seit uralten Zeiten in der Christkatholischen Kirche erhalten. Die ersten geistlichen und weltlichen Fürsten begehen diese sinnvolle und religiöse Gedächtniß-Feyer. Der Papst, die Erzbischöfe, die Prälaten, so wie die ersten Monarchen der katholischen Christenheit vergessen an diesem Tage die Hoheit und den Glanz ihres Standes, achten nicht Krone und Szepter, erscheinen nur vor ihrem Mitmenschen als fromme Gläubige, die auch den Geringsten mit Bruderliebe umfassen, da sie sich nicht scheuen, ihm den niedrigsten Dienst zu erweisen — ihm die Füße zu waschen.

Aufnahme der Greise zur Fußwaschung.

Herzlicher und gemüthlicher wird aber diese religiöse Feyerlichkeit nirgends begangen, als am kaiserlichen Hofe in Wien. Fast der ganze Vormittag ist derselben gewidmet.

Es werden schon lange Zeit vorher zwölf Greise und eben so viele Greisinnen aus den Versorgungshäusern,

aus der Stadt oder vom Lande gewählt, an welchen dieser Act der Christlichen Demuth und Bruderliebe geübt werden soll. Jeder alte Mann, jede alte Frau kann sich bewerben, zu dieser Ehre zu gelangen. Große Armuth, sehr hohes Alter und ein unbescholtener Lebenswandel sind die Bedingungen dazu, welche nie erlassen werden. Das Alter, meistens zwischen 80 und 100 Jahren wird durch den Lauffchein, Armuth und Tadellosigkeit werden durch Zeugnisse von der Obrigkeit und dem Pfarrer bestätigt. Nur den ältesten, und daher ehrwürdigsten, nur den ärmsten, und daher oft am geringsten geachteten, nur den tugendhaften, und daher von Gott und guten Menschen werthgehaltenen Personen will der erhabene Monarch, der Beherrscher von mehr als acht und zwanzig Millionen Menschen, der Gebiether, vor dem sich Herzoge und Fürsten tief beugen, Demuth und Bruderliebe üben, und sie fühlen lassen, daß hohes Alter und Tugend auch bey Armuth und Dürftigkeit in den Augen des Monarchen und aller guten Menschen immer ehrwürdig bleiben.

Vorbereitung zur Fußwaschung bey den armen Leuten.

Die Ehre, welche diesen Greisen und Greisinnen zu Theil werden soll, wird ihnen schon lange vorher angekündigt, damit sie sich durch gehörige Reinigung dazu vorbereiten, und ihnen die Kleidung auf kaiserliche Kosten angeschafft werden kann. Die Männer lassen den Bart wachsen. Ihre Kleidung besteht in einem schwarztuchenen Rocco, der bis an die Knie reicht. In der

Mitte wird er von einem Gurt zusammen gehalten. Am Halse haben sie einen liegenden Kragen von weißer Leinwand. Weste und die kurzen Weinkleider sind von gleichem Tuche; die Strümpfe und Schuhe schwarz; die grauen Silberhaare rund verschnitten, und der Bart in der Breite eines Fingers abgestutzt.

Die Weiber haben einen runden schwarzen Filzhut mit breiter Krämpfe, und violett seidenen Bändern, unter demselben weiße Häubchen, schwarz tuchene Säckchen mit einem liegenden Doppel-Kragen, dann einen kurzen schwarzen Mantel und Rock mit gleichen Schuhen und Strümpfen.

So gekleidet werden diese ehrwürdigen Greise und Greisinnen in eigenen Wagen aus ihren Wohnungen oder bey Verwandten abgehohlet, und durch die prächtigen Zimmer und Säle der kaiserlichen Burg, welche mit Hofleuten, adeligen Garden und Zuschauern angefüllt sind, von ihren Kindern oder Verwandten begleitet, in den prachtvollen Ceremonien-Saal geführt, wo sie auf bestimmten Stühlen nach der Ordnung ihres Alters den Platz einnehmen.

Ganz im Sinne des echten Christenthums hat sich der allerhöchste Hof durch Andacht zu dieser erhabenen Feyer vorbereitet. Schon um sieben Uhr des Morgens hat derselbe nach einer stillen Messe das heilige Abendmahl empfangen, und um neun Uhr dem feyerlichen Hochamte hengewohnt.

Zubereitungen im Saale.

Der große Ceremonien-Saal war indessen zur würdevollen Feyerlichkeit hergerichtet worden. In der

Mitte desselben sind gegen die Seiten-Wände hin zwey erhabene Plätze errichtet, zu welchen vier Stufen führen, welche mit Teppichen bedeckt sind. Auf der obersten breiten Stufe stehen schmähle, mit zwölf Tellern und Bestecken versehene Tafeln. Eben so viele Weinkrüge, zinnerne Becher, und Blumen-Krüge mit Rosmarin und Levkoyen geziert, stehen auf denselben. Rund herum ist der Platz frey, und füllt sich dann mit dem glänzenden Gefolge Ihrer Majestäten. Der hintere Raum des Saales und der schmähle Theil der Thür gegenüber ist mit Gallerien und Tribunen für die kaiserliche Familie, den hohen Adel und andere Zuschauer versehen. Auf einer Seite hinter dem Tische sitzen die Greise, an dem gegenüberstehenden erhabenen Platze hinter dem Tische die Greisinnen.

Ankunft des allerhöchsten Hofes.

Nun erscheint unter Voraustretung des glänzenden Hofstaates Seine Majestät der Kaiser im Glanze seiner Hoheit und Pracht im Saale. Er ist in Uniform gekleidet, und von dem Kronprinzen, den Erzherzogen und obersten Hofämtern umgeben. Ihre Majestät die Kaiserinn hat in ihrem Gefolge immer die Erzherzoginnen, die erhabenen Töchtern des Kaisers und ihre Hofdamen; alle in schwarzen Kleidern.

Beide Majestäten begeben sich nun auf die obersten Stufen zu den Tischen, der Kaiser zu den Greisen, die Kaiserinn zu den Greisinnen. Man sollte wohl glauben, daß diese ehrwürdigen Alten, die ihr Leben nur in der niedrigen Hütte in Armuth und Dürftigkeit, fern

von allem Geräusche des Stadtlebens in friedlicher Abgeschiedenheit zugebracht haben, durch den Glanz der kaiserlichen Hoheit geblendet, durch den Anblick der erhabenen Majestäten und des glänzenden Gefolges beengt und verlegen würden. Doch nein! Das überaus gute und wohlwollende Herz unsers allgeliebten Landesvaters und unserer Landesmutter, welches sich in Worten, Mienen und Gebärden ausspricht, macht den guten Leuten Muth; sie antworten, ohne selbst von ihren Sitzen aufzustehen, Ihren Majestäten auf alle Fragen mit Ruhe und Unbefangeneit. Der beste der Monarchen und seine erhabene Gattinn bewegen sich aber auch in dem Kreise dieser Alten mit so vieler Liebe, Gemüthlichkeit und Herzlichkeit, daß eine sanfte Rührung in den Herzen aller Zuschauer entsteht, die zur höchsten Verehrung und Liebe des guten Kaiser-Paares hinreißt.

Die feyerliche Bewirthung.

Nun werden die Greise und Greisinnen mit Christlicher Wohlthätigkeit gespeiset. Die Speisen werden unter Vortretung der Thür-Hütther, des Ober-Stabelmeisters und unter Bedeckung der kaiserlichen Garden, in den Ceremonien-Saal getragen. Die kaiserlichen Truchsesse, alle vom hohen Adel, übernehmen sie, und geben sie dem Monarchen in die Hand. Er setzt jede Schüssel allein, und zwar für jeden Greis von jeder Tracht eine Schüssel, auf den Tisch vor den grauen Gast hin. Eben so bedient die gute Landesmutter die Greisinnen.

Von der Suppe essen die Alten wirklich, die folgen-

den Speisen in drey Trachten, bloß nur Fasten-Speisen, Fische u. dgl., meistens in Pasteten-Form hergerichtet, so wie das reichliche Dessert, welches alles für jede einzelne Person auf eigenen Tellern von den Majestäten aufgetragen wird, bleiben unberührt, bis die letzte Speise auf dem Tische steht, wo dann der Kaiser, von den Erzherzogen unterstützt, dieselben wieder abnimmt, und sie den Trabanten-Garden übergibt, welche sie auf Tragbretern ins Vorzimmer bringen, und in hölzerne Speisewannen stellen, wovon für jeden Greis und für jede Greisinn eine, nach Nummern geordnet, bereit steht. Für jede Person wird auch das Besteck, Teller, überhaupt alles, was für sie da lag, in die Wanne gegeben, und eine angemessene Portion Wein dazu gesetzt. Das Ganze wird den Alten, wenn sie nach geendeter Feyerlichkeit nach Hause zurück kehren, in ihre Wagen mitgegeben, damit sie es mit den Ihrigen ohne allen Zwang in einem ungestörten Familien- und Ehrenmahle verzehren können.

Bei dem Dessert steht der älteste der Männer, so wie die älteste der Frauen auf, und trinkt, nach einem kurzen Segens- und Dank-Spruche auf die Gesundheit des Kaisers und der Kaiserinn. Manchemahl halten sie auch längere Anreden, welche freundlich angehört werden. Darauf werden die Tische nicht nur abgeräumt, sondern auch schleunigst fortgeschafft. Der erste Theil der Ceremonie ist vorüber — die wohlthätige Speisung der Armen — ganz im Sinne des göttlichen Lehrers, wo der Reiche den Dürftigen kleidet und nährt, wo sich auch der größte Monarch nicht scheuet, der Pfleger und Diener seiner ärmsten Brüder zu seyn.

Der Kaiser wäscht den Armen die Füße.

Nun erfolgt das Waschen der Füße. Der Burgpfarrer, von zwey Edelknaben, die Fackeln tragen, begleitet, tritt hervor, und liest das Evangelium ab, welches enthält, wie Jesus seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. Nun wird über die Füße der Greise und Greisinnen ein langes weißes Tuch gebreitet, unter welchem ihnen von männlichen und weiblichen vornehmen Hofbedienten Schuhe und Strümpfe ausgezogen werden. Dem Kaiser, welchem zwey Prälaten zur Hand sind, und der Kaiserinn werden goldene Waschbecken mit einem Handtuche gereicht. Beyde Majestäten knien auf den obersten Stufen neben den Stühlen der Greise und Greisinnen, beneßen den armen Leuten die Füße, und trocknen sie wieder ab.

Wenn es schon herzergreifend war, die beyden Majestäten, den Kaiser und die Kaiserinn, die armen Leute bey Tische mit Christlicher Liebe bedienen zu sehen; wenn man durch die Fremdartigkeit dieser rührenden Handlung gegen unsere Sitten und Gewohnheiten, wo jeder mehr scheinen und höher geachtet werden will, als er Werth hat, in ganz andere Zeiten, wo nur Christliche Liebe die Herzen alle durchglühete, versetzt, und an die Demuth und allumfassende Liebe unsers Erlösers erinnert wurde: so wird man ganz erbauet, mit tiefer Andacht und Christlicher Liebe erfüllet, wenn man den Beherrscher so ausgedehnter Reiche und Provinzen, den Mächtigen, dem so große Mittel zu Gebote stehen, den Erhabenen, vor dem sich Millionen und Millionen Menschen zur Erde beugen, vor dem Armsten knien, und ihn dessen Füße waschen sieht.

Welch ein Abstand vom hohen Kaiserthron, von Krone und Zeypter bis zu den Armen! So weit hat sich der erhabene Monarch herab gelassen! Er erweist den Ärmsten unter seinen Unterthanen einen niedrigen Dienst, dessen sich oft geringe Dienstleute schämen würden.

Beschenkung der Greise und Greisinnen.

Die ganze Ceremonie wird durch eine neue wohlthätige Handlung beschlossen. Dem herkömmlichen Gebrauche gemäß erhält jeder der Greise und auch jede der Greisinnen dreßsig silberne Groschen in neugeprägter Münze, welche beyde Majestäten ihren Pfleglingen in neuen ledernen Beuteln an gelb- und schwarzseidenen Schnüren umhängen.

Niemand kann sich die Rührung der alten Leute während und nach dieser Liebesfeyer vorstellen. Ihr zitterndes Haupt erhebt sich zur Freude, ihr langsam schlagendes Herz pocht von innigster Wonne, und ein Blick gen Himmel fleht um Segen für den besten der Monarchen und für das ganze Kaiserhaus.

Ich habe mehrere Greise gesprochen, welchen diese Ehre zu Theil ward; ich habe selbst der goldenen Hochzeit eines silbergrauen Ehepaares fünf Tage nach der Fußwaschung beygewohnt, ich habe gesehen und gehört, wie freudenvoll sie waren, und wie verjüngt sie zu seyn schienen.

Acht Brüder unter den Fahnen des Vaterlandes.

Zu L* in der Zip s in Hungarn lebt Herr v. L**Ey, ein wackerer Mann und Prediger der dortigen Evangelischen Gemeinde, Augsburgischer Confession. Bey einem kärglichen Einkommen, wie es die meisten Evangelischen Prediger in Hungarn beziehen, hatte ihn der Himmel mit acht Kindern, alle kraftvolle, wohlgewachsene Söhne, gesegnet: und wenn der brave Vater mit der guten Hausmutter schon oft in Verlegenheit war, seiner zahlreichen Familie von den spärlichen Einkünften die nöthige Nahrung und Kleidung zu verschaffen, so wendete er doch jeden Groschen, welchen die guten Ältern sich vom Munde abdarbten, dazu an, um den Kindern Bücher und andere Lehrmittel zu ihrem Unterrichte anzuschaffen; denn des Vaters größte Sorge war, seine Söhne nicht nur zur Gottesfurcht und Tugend zu erziehen, sondern sie auch in allen Kenntnissen so gut zu unterrichten, daß sie unter allen Kindern im Orte sich weit auszeichnen sollten. Besonders war er bemühet, Liebe für Vaterland und König in die jungen Herzen zu pflanzen, und

dazu wurde jede Gelegenheit benützt; wo andere ihre Bürgertreue bewährt, oder wo dem Könige und Vaterlande etwas Angenehmes oder Unangenehmes widerfahren war.

Während des zwanzigjährigen Krieges gegen Frankreich, fand der Vater nun oft Gelegenheit von den Gefahren des Vaterlandes, von der Pflicht der wehrfähigen Jugend, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes zu stellen, von den Heldenthaten der Oesterreichischen Krieger, und von der thätigen Theilnahme, die alle Stände für die kämpfende Mannschaft äußerten, mit seinen Söhnen zu sprechen; ein kriegerischer Geist erwachte in ihnen, und alle wünschten, nur bald so groß und stark zu seyn, daß sie sich in die Reihen der Krieger stellen könnten. Der Vater, dem sein König und Vaterland über alles war, nährte diese Gesinnung bey seinen Söhnen, und führte jeden, so bald er das gehörige Alter hatte, mit Freuden zum Regimente.

Beym Ausbruche des Krieges im Jahr 1812 waren bereits fünf dieser braven Brüder unter den Waffen fürs Vaterland. Davon starben in den folgenden Feldzügen drey den Heldentod, und zwar einer in Pohlen, der andere in der Völkerschlacht bey Leipzig, der dritte in der Schlacht bey Brienne in Frankreich. So schmerzlich der Verlust dreier wackeren Söhne dem Vaterherzen war, so gab ihm doch das Bewußtseyn, daß sie für das Vaterland als Helden gefallen sind, den größten Trost, und er hörte nicht auf, den kriegerischen Geist bey seinen andern Söhnen anzufachen.

Bev der Nachricht von dem Tode des letzten, auf dem Schlachtfelde bey Brienne Gebliebenen nahm so gleich

der sechste Bruder Kriegsdienste; die noch übrigen zwey warteten nur das Ende ihres Schul-Curses ab, um sich freywillig unter die Fahnen zu stellen, und so hatte der brave Prediger acht Söhne dem Vaterlande erzogen, die mit seltenem Heldenmuthe bereit standen, Blut und Leben für dasselbe hinzugeben.

Eine hochherzige Lacedämonische Frau sagte einst ihrem Sohne, als sie ihm den Schild zur Schlacht überreichte: »Entweder in diesem, oder mit diesem komme zurück!« Das heißt: entweder falle fürs Vaterland, daß man dich todt auf diesem Schilde zu mir zurück trage, oder kämpfe so tapfer, daß kein Feind im Stande ist, dir den Schild zu entreißen. Eine andere Frau sagte bey der Nachricht, daß ihr Sohn in der Schlacht gefallen sey: »Ich wußte es, daß ich ihn nur für das Vaterland geboren und erzogen habe.« Diese zwey Beispiele von Seelengröße führen mehrere Schriftsteller des Alterthums mit vielem Lobe an. Ich frage, ist das seltene Opfer patriotischer Hingebung von Seite des Predigers, die Vaterlandsiebe und die Gleichheit der Gesinnungen von Seiten der durchgängig edel denkenden und braven Söhne nicht eben so werth, im ruhmvollen Andenken bis in das späteste Zeitalter zu gelangen?

Böhmische Musicanten.

Dem Königreiche Böhmen hat man schon seit Jahrhunderten den Beynahmen des Klangreichen beygelegt, und zwar mit allem Rechte; denn es gibt kein Land, wo die Tonkunst so allgemein geübt wird, als dort. Viele große Meister sind dort gebildet worden, oder haben wenigstens in diesem ihrem Vaterlande den ersten Unterricht erhalten, und ihre Talente zur Musik entwickelt; ein großer Theil der berühmtesten Clavier-Spieler, die hier in Wien, in Deutschland, in Pohlen und Rußland ihre Kunst ausüben, und die meisten Künstler auf Blas-Instrumenten in allen diesen Ländern, so wie auch viele berühmte Tonsetzer sind geborne Böhmen. Die Musik wird in Böhmen wie in der Bauern-Hütte, so in Pallästen gepfleget.

Da gibt es nun freylich unter der großen Zahl dieser Musik-Freunde neben großen Künstlern viele, welche ihre Kunst von Dorf-Schulmeistern nur nothdürftig erlernen, und es kaum über die Mittelmäßigkeit bringen; diese gesellen sich in Banden, und ziehen nach Verdienst durch Bierfiedeley in die weite Welt. Schon uralt ist die

Sitte, daß Böhmisches Musicanten nicht nur in alle Kreise ihres Mutterlandes, in die Hauptstadt Prag, und in die Bade-Orter Eßplitz und Carlsbad u. s. w., sondern auch in die übrigen Provinzen des Osterreichischen Kaiserstaates ziehen, und sich in ganz Deutschland ausbreiten. Vorzüglich besuchen sie die Handelsstädte Deutschlands, wenn Messe gehalten wird. So trifft man auf der Leipziger und Frankfurter Messe immer Böhmisches Musicanten an; man nennt sie dort gewöhnlich die Prager Studenten, weil ehemals auch arme Studierende die Ferien-Zeit zu solchen musicalischen Wanderungen benützten, und auf denselben so viel verdienten, als sie brauchten, um sich das folgende Jahr die nöthigen Bedürfnisse anzuschaffen.

In Osterreich und in der Hauptstadt sehen wir diese Böhmisches Musicanten oft als Bergleute in Bergmanns-Kleidung mit Violine, Bassgeige, Cymbel und Blas-Instrumenten herum ziehen, und ergeßen uns an den Bergmanns-Walzern, die sie aufspielen. Nach dem Neujahre, und besonders gegen die Faschings-Zeit strömen diese Bänden aus Böhmen der Hauptstadt sehr zahlreich zu, theils in Bergmanns-theils in gewöhnlicher Kleidung. Die Wegzehrung verdienen sie sich, indem sie auf der Reise in allen Wirthsstuben und vor den Häusern der Angesehenen oder auch den Vorüber-Fahrenden aufspielen. Jeder trägt sein Instrument in einem Sacke von Leder oder Wachselewand, und wo sich Gelegenheit zur Musik darbietet, ist auch jeder der Bände zum Aufspielen gleich fertig.

In Wien ziehen sie entweder von einer Wirthsstube, von einem Bierhause in das andere, spielen auf,

und sammeln von den Gästen Gaben ab, oder sie verdingen sich für die ganze Faschings-Zeit auf einem Tanzboden. Bey Mangel an Bekanntschaft stellen sie sich an den Freytagen auf dem hohen Markte und auf der Brandstätte zu Markte aus, und warten, bis ein Wirth kommt, der sie miethet. Sie bringen, da sie gewöhnlich sparsam sind, und sich ärmlich nähren, ein hübsches Sümmlen Geld von ihrer Wanderschaft nach Hause.

Das Städtlein Proßnitz im Saazer-Kreise an der Sächsischen Gränze und die nächst daran gelegenen Dörfer sind vorzüglich die Heimath der nach Deutschland wandernden Musicanten; fast jedes Haus liefert ein Mitglied zu einer Bande; oft macht der Vater mit seinen Söhnen, die kaum über das Knabenalter hinaus sind, allein eine Musik-Gesellschaft aus. Sie ziehen nun weit und breit herum, um mit Sang und Spiel ihr Brot zu verdienen. Auch die Mädchen bleiben nicht zu Hause; sie ergreifen die Harfe, und wandern gleich den Männern herum.

Deutsche Rechtlichkeit.

Der König Sueno von Dänemark hatte einen schweren Haß geworfen auf einen seiner Diener und Hofherrn, Woldemar mit Nahmen, weil er ihm im-

mer die Wahrheit sagte, gerad heraus und ohne Umschweife. Da aber Woldemar in großem Ansehen stand, und in großer Gunst bey dem Volke, so wagte es der König nicht, ihm öffentlich ein Leid zu thun, sondern dachte darauf, wie er seiner in der Stille los werden könnte; dazu ergab sich folgende Gelegenheit.

Sueno trat eine Reise an zu seinem Schwiegervater, dem Deutschen Kaiser Conrad, und ließ denselben heimlich wissen: er bringe einen Mann mit, der ihm sehr verdächtig sey; der Kaiser möchte ihm darum den Gefallen thun, und den Mann an einen Ort bringen lassen, wo weder Sonne noch Mond hinkomme.

Der Kaiser wurde aufmerksam, und fragte den abgeschickten Boten: wie es zugehe, daß ein Mensch, der so feindlich sey, mit dem Könige reise?

Der Bothe antwortete: »Woldemar verlasse sich auf des Königs Treue und Glaube.«

Der Kaiser erschrak bey diesen Worten, gerieth in Zorn und sagte: »Ich will mein Alter nicht beschimpfen, nachdem ich meine Jugend in Ehren gehalten; ja lieber wollte ich meinen Eidam sammt meiner Tochter und meinem Enkel ins Verderben gerathen sehen, als aufhören, ein ehrlicher und redlicher Mann zu seyn. Kann der König Beweise aufbringen gegen den Mann, so soll er Recht bey mir finden; aber davor sey Gott, daß ich hinterlistig handeln, und meine Krone bes Flecken sollte mit einer Unthat!« So, wie Kaiser Conrad, hätte unser lieber Kaiser Franz, der Gute, der Gerechte, gewiß auch gesprochen. Wir haben ja so viele Beispiele, daß Herzensgüte und Gerechtigkeitsliebe seinen beglückenden Scepter leiten.

Heldensinn der Tirolerinnen.

Als im Jahre 1809 der Krieg wider Frankreich ausbrach, erhoben sich die tapferen Tiroler, um sich von der Baierschen Oberherrschaft, zu der sie durch Napoleon gezwungen worden waren, los zu machen, und wieder an das geliebte Oesterreichische Kaiserhaus, von dem sie durch so viele Jahrhunderte mit väterlicher Liebe regiert worden waren, zurück zu kehren. Sie bewaffneten sich, bildeten unter Anführung des Sandwirthes Hofer eine fürchterliche Truppe, und vertheidigten sich auf ihren Bergen und in ihren Engpässen.

Die braven Weiber nahmen thätigen Antheil an den Unternehmungen der Männer, und zeigten eine Vaterlandsliebe und einen Heldensinn, der die größte Bewunderung erregt. Im Tauferer Thale bildeten sie am Ende Septembers und im October dieses Jahres vier Compagnien, stellten Wachen aus, hielten Streifzüge, und waren bereit, mit Blut und Leben ihren väterlichen Herd zu vertheidigen. Man sah auch Frauen, den jungen, nach Hause kommenden Schützen, welche ihre Fahnen verlassen hatten, den Verband abreißen, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich verwundet seyen, und

nicht etwa aus Feigheit ihre Kameraden verlassen hätten, und nicht mehr gegen den Feind dienen wollten.

Ein Mädchen trug im August desselben Jahres im Ober-Innthale vorzüglich zur Zerstörung einer Brücke bey, über welche die Feinde dringen wollten, und nahm mit eigener Hand einen feindlichen Officier gefangen. Ein anderes Mädchen regierte die Deichselstange eines hoch mit Heu beladenen Wagens, den die Tiroler am 23. Aprill auf dem Sterzinger Moose vorschoben, um sich gegen das feindliche Kartätschen-Feuer, das furchterlich auf sie herüber donnerte, zu schützen.

Steiermärkisches Salzkammergut.

Das Steiermärkische Salzkammergut ligt im Judenburger Kreise, an der Gränze des Landes Ob der Enns. Es hat einen Flächeninhalt von 9 $\frac{1}{2}$ Geviert-Meilen. Es ist ein sehr gebirgiger Strich Landes, in welchem wegen der rauhen Lage der Ackerbau sehr wenig gedeihen kann. Die Kindviehzucht ist bedeutender, und auf den Bergen wird im Sommer die Alpenwirthschaft getrieben. Holz ist das Haupt-Product, und auch zum Betriebe der Salzwerke unumgänglich erforderlich. 55,422 Joch Waldungen sind mit schlagbarem Holze bepflanzt, aus welchem der Bedarf für die Salzgruben, Sudpfannen, für die Bauten u. s. w. genommen wird.

Einwohner.

Außer dem Markte Aulsee, dem Hauptorte des Salzkammergutes, sind noch in demselben 31 Dörfer,

im Ganzen 1152 Häuser, welche 6520 Bewohner beherbergen, die größten Theils von den Salzwerken leben. 1155 Menschen sind unmittelbar mit Gehalt und Deputaten bey denselben angestellt.

Die 28 Beamte des Salzwerkes beziehen einen festgesetzten Gehalt, und erhalten eine bestimmte Menge Getreide und Salz um einen sehr mäßigen, für immer gleichen Preis, und den Holzbedarf umsonst. Ein für beständig bey den Salzwerken angestellter Arbeiter genießt außer einem Wochenlohne in Geld noch jährlich 6 Megen Korn, den Megen zu 1 fl. 34 kr., und 48 Pfund Schmalz, das Pfund zu 13 Kreuzern. Was Korn und Schmalz bey dem Einkaufe mehr kostet, trägt die Verwaltung des Salzwerkes.

A u s s e e.

Das Oberamt und die Sudwerke befinden sich in Aussen. Der Markt hat 150 Häuser und 1124 Einwohner. Er ligt in einem Kessel, welcher von hohen Bergen umgeben ist, am Zusammenflusse dreyer Flüsschen, wovon das eine aus dem Ebensee, das zweyte aus dem Grundelsee und das dritte aus dem Alt-Aussen kommt, und durch ihren Zusammenfluß die Traun bilden, die weiter nach dem Ob der Ennsischen Salzkammergute strömt.

Der Sandling.

Eine Meile von Aussen ligt der Berg Sandling, der unerschöpflich an Salz ist. Er ist nahe an der Gränze des Landes Ob der Enns, und hängt mit dem

Ischler Salzberge zusammen. Schon im Jahre 1147 haben die Mönche des Cisterzienser-Stiftes Rain angefangen, hier auf Salz zu bauen, und die Ausbeute ist noch jetzt so ergiebig, daß die ganze Steyermark (der südliche Theil des Cillyer Kreises ausgenommen) und auch ganz Kärnten mit Salz, diesem unentbehrlichen Lebensbedürfnisse versehen werden kann.

Der ganze Sandling besteht aus einem Salzstocke, der in Form einer Glocke erscheint, indem er sich in der Tiefe immer mehr ausdehnt. Er ist theils mit Gyps und Thon-Erde vermischt, theils enthält er reines Salz.

An dem Eingange in die Salzgruben ist das Berg-haus. Hier zeigt man den Fremden eine Berg-Mappe, und eine Sammlung von Salzen, wie sie nach verschiedenen Gestalten, Verbindungen und Farben im Berge vorkommen, und auch die fremdartigen Erd-Arten, den Thon und Gyps, welche die Salzlagen umgeben.

Das Salz wird im Inneren des Berges auf zweyerley Art bearbeitet, entweder werden Wehren angelegt, oder es wird der rohe Kern als Steinsalz ausgehauen.

Gewinnung des Salzes.

Die Wehren sind, wie schon beyhm Österreichischen Salzkammergute erklärt worden ist, Höhlen oder Kessel, die in den Salzstock gehauen, und mit Wasser bis oben gefüllet werden. Das Wasser löset das Salz und die beygemischten Erdarten rund herum auf; die fremden Erdarten setzen sich zu Boden, während das Salz dem Wasser beywohnet. Das in Wasser auf diese

Art aufgelösete Salz heißt Sohle, und wird in den Sudpfannen versotten.

Diese Art des Bergbaues ist aber im Sandling gefährlicher und mühsamer als in Hallstatt, weil der Berg mehr Wasser enthält, das oft mit Gewalt hervorbricht, und weil auch das Kochsalz in demselben vielmehr mit andern Salzen und Erden vermenget ist, als in Hallstatt. Man findet hier Adern von reinem Glaubersalze, die, mehr als einen Fuß dick, durch den ganzen Salzstock fortlaufen.

Man erzeugt hier jährlich 7 bis 800,000 Eimer Sohle, welche 250 bis 260,000 Centner Kochsalz geben. Die größte Wehre faßt 300,000 Eimer.

Gewinnung des Steinsalzes.

Außer dem Sudsalze gewinnt man hier auch 2 bis 3000 Centner Bergkern (Steinsalz). Wo man im Salzstocke das Steinsalz rein findet, hauet man eine Säule von zwey Klaftern Höhe, deren Seiten $2\frac{1}{2}$ Schuh breit sind, oben von dem Gewölbe bis unten an den Boden aus, stürzt sie um, und zerschlägt sie in 15 bis 20 Pfund schwere Stücke, die dann aus der Grube zu Tage gefördert werden. Wenn sich nun auf den letzten Schlag des kühnen Bergmannes die Salzsäule vom oberen Gewölbe löset, und mit einem dumpfen Halle zu seinen Füßen auf den Boden niederstürzt, und wie ein Erdbeben die Salzwände erschüttert, so erschrickt man gewaltig, indem man glaubt, daß das obere Gewölbe zugleich einstürze. Aber da ist keine Gefahr; die vorsichtigen Bergleute arbeiten nur nach genauer Untersuchung

an ganz sichern Orten auf Steinsalz, wo das obere Gewölbe und die Wände fest halten,

Sudhäuser.

Die im Berge gewonnene Sohle wird nach *Ausssee* und in die *Kanisch* geleitet, und dort versotten. In *Ausssee* sind zwey Pfannen alter Art, und in der *Kanisch* zwey neuer Art, oder *Tiroler-Pfannen*. Die alten Pfannen bestehen wie in *Ischel*, *Hallstatt* und *Ebensee* aus ungemein vielen Eisenblättchen, die mit mehreren Tausend Nägeln zusammen genietet, an dem ungleichen Boden mit Kalkbrot bestrichen sind, einen Umfang von 35 Klaftern und eine viereckig längliche Form haben. Sie ruhen auch auf steinernen, sehr feuerhältigen Säulen. Die Heizung geschieht von einer Seite vorn.

Die Bestandtheile zu den Pfannen werden zu *Stein* nächst *Mitterndorf* im *Salzkammergute* aus *Eisenerzer* Flossen geschlagen. Die *Tiroler Pfannen* bestehen aus größeren und schwereren Platten, die bequemer mit einander verbunden sind. Die Pfanne wird in der Mitte geheizt, wodurch sich die Hitze leichter verbreitet, und Holz erspart wird.

Man siedet in *Ausssee* auf den *Tiroler Pfannen* mit $2\frac{1}{2}$ Klafter Holz 50 Centner Salz, und dörrt es auch; dessen ungeachtet, wird hier zu gleicher Menge Salz mehr Brennstoff, als im *Österreichischen Salzkammergute* erfordert, weil die Sohle in *Ausssee* mehr als dort mit fremden Erdtheilen vermischt ist, die sich in der Pfanne zu Boden setzen, und den so genannten *Pfan-*

nenkern bilden, so daß sie alle 6 bis 7 Tage gereinigt werden muß, wodurch Heizung und Sud unterbrochen wird, so daß zur Erwärmung der Pfanne dann wieder mehr Holz nöthig ist. Man verbraucht in Aulsees jährlich 16 bis 17,000 Klafter Brennholz und 15 bis 16,000 Centner Dorf in den Sudhäusern, und man könnte noch mehr Salz erzeugen, wenn man nicht mit dem Brennstoffe für die Zukunft sparen müßte.

Verfendung des Salzes.

Das Kochsalz wird in Aulsees in Fuderl oder Salzstöcke geformt. Wenn sie getrocknet und abgepußt sind, wiegen sie zwischen 25 und 40 Pfund. Am liebsten hat man sie zu 30 Pfund. Sie werden frey über einander auf Leiterwagen gepackt, und zu 30, 40, 50 Centnern auf einem Wagen durch Steyermark und Kärnten verführt. Es werden einzelne Fuhrleute oder auch Unternehmer auf größere Transporte gedungen, die das Salz als landesfürstliches Gut auf Gefahr und Rechnung der Salz-Cassen bey der Pfanne übernehmen, in die verschiedenen Legstätte verführen, und nur für den Betrug haften. Die Haupt-Magazine, in welche das Salz von Aulsees zunächst verführt wird, sind in Steyermark zu Rottermann, Leoben, Grätz, Murau und Ehrenhausen; in Kärnten zu Klagenfurt. Aus diesen erhalten es die Salzverschleißer zum Kleinverkaufe.

Der Pfannenkern, oder was sich, mit fremden Theilen vermischt, in der Pfanne zu Boden gesetzt hat, wird zur Lecke für das Vieh verkauft.

Abentheuer des Herzogs Franz und seines Bruders Carl auf der Jagd.

Franz, Herzog von Lothringen, Gemahl Maria Theresiens, und nachheriger Kaiser Franz I., der Großvater unsers allverehrten Monarchen, befand sich im Jahre 1738 im Kriege gegen die Türken als Oberbefehlshaber im Lager bey Karansebes im Banat mit seinem Bruder Carl. Er ging eines Tages mit demselben in Begleitung eines zahlreichen Gefolges auf die Jagd in die wilden Gebirge an dem Ufer der Temesch, wo zahlreiches Wild: Bären, Gemsen, Wildschweine und Waldgeflügel aller Art eine reiche Beute versprachen. Die beyden Herzoge setzten einem flüchtigen Eber hastig nach, trennten sich von dem Gefolge, und verirren sich im Walde. Nicht der Schall des Hüfthorns, nicht der Knall der abgefeuerten Gewehre wurde beantwortet; zu weit hatten sie sich schon entfernt, und den Rückweg suchend, kamen sie immer weiter von dem Orte ab, von dem sie ausgegangen waren.

Mehrere Stunden lang hatten sie schon in den wilden Gebüschcn herumgeirrt, als sie zu einer Truppe bewaffneter Leute kamen, deren wildes Aussehen nichts Gutes zu versprechen schien; und in der That waren sie einer Räuberbande in die Hände gefallen, die sich schon schlagfertig machte, sich des reichen Fanges zu versichern. Die beyden Herzoge rüsteten sich auch zur tapfern Gegenwehre: denn theuer wollten sie ihr Leben verkaufen. Bey diesen Vorbereitungen sprang dem Herzoge Franz der Oberrock auf, und der Ordensstern an seiner Brust blickte den Räubern in die Augen. Das machte sie stutzen. Der Harambassa (der Anführer derselben), der wie an wildem Aussehen, so durch die Größe und Riesenkraft unter den andern hervorragte, trat hervor, rief die Verirrten an, daß sie sich ergeben sollten, und fragte sie nach ihrem Stande.

Herzog Carl antwortete, daß er Oberbefehlshaber der Osterreichischen Armee, der andere sein Bruder wäre, daß sie sich auf keinen Fall ergeben würden, ohne sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, daß ihr Tod durch die Armee an den Räubern blutig würde gerächet werden, daß der Harambassa sich aber ein gutes Stück Geld verdienen könnte, wenn er beyde sicher ins Osterreichische Lager zurück geleitete.

Nun wurde unterhandelt: der Harambassa forderte Begnadigung für sich und seine Raubgesellen und eine ansehnliche Summe Geldes. Beydes wurde ihm bewilliget, und er versprach die Herzoge durch die sichersten Wege ins Osterreichische Lager zu führen.

Als er sich schon zu dieser Reise anschickte, trat ihm sein Weib, ein grausames, verschmiztes und blutdürsti-

ges Geschöpf, das selbst eine zweyte Räuberbande anführte, in den Weg, und betheuerte, daß sie nicht zugebe, daß er die Herzoge in das Osterreichische Lager führe: sie müßten den Türken überliefert werden, von denen eine größere Belohnung zu hoffen wäre. Doch auch Räuber halten Wort. Der Harambassa wies den Antrag des gottlosen Weibes standhaft zurück, und sagte ihr trotzig, daß er sein Wort gegeben, und auch treu halten werde. Da ergrimmete das Weib, und ging unter fürchterlichen Verwünschungen mit der Drohung fort, daß sie bald mit den Türken zurück kommen würde.

Nun war Vorsicht nöthig; denn der Harambassa kannte die türkische Bosheit seines Weibes. Er schlug die ungewohntesten Wege ein, und um die verbrecherischen Absichten seines Weibes ganz zu vereiteln, setzte er bald von dem linken Ufer der *Temesch* auf das rechte, bald vom Rechten auf das linke, damit man keine Spur von ihm verfolgen könnte. Der Weg ging drey Tage lang durch die unwegsamsten Gebirge und Wälder, und wenn die Herzoge zu sehr ermüdet waren, luden er und seine Raubgesellen sie auf die Schultern, und trugen sie Stunden lang fort. Nachtlagert und gegessen wurde in diesem Zuge auf wahre Räuber-Manier. Gras war die Schlafstelle, frisch geschlachtetes, im Freyen gebratenes Wild war die Nahrung; Wasser aus Quellen und der *Temesch* der Trank. Glücklich war man in der Nähe des Osterreichischen Lagers angelangt, im Angesichte desselben setzte der Harambassa den Herzog *Franz* auf einen Felsen nahe bey dem Dorfe *Szlatina* nieder, und machte mit seiner Bande hier Halt. Die Herzoge eilten in das Lager, wo sie mit unbeschreiblicher Freude und

großem Jubel empfangen wurden. Dem Harambassa und seinen Genossen wurde noch einmahl die Begnadigung zugesichert, unter der Bedingung, daß sie ihr Räuberhandwerk aufgeben, und sich ehrlich ernähren. Die Belohnung wurde ihm reichlich ausgezahlt. Dieser Mann hieß Petru Bagyu; er unternahm nie mehr einen Raubzug, und betrug sich hinfür ruhig. Sein Weib starb bald darauf. Er heirathete eine Witwe, und erhielt mit ihr einen Stieffohn, der vor etlichen Jahren noch lebte.

Über den Felsen, auf welchen Petru Bagyu den Herzog Franz niedergesetzt hatte, wurde zum Andenken dieser Begebenheit eine kleine Kirche errichtet, welche Kaiserinn Maria Theresia im Jahre 1771 neu aufbauen und verschönern ließ. Eine Inschrift in Marmor auf der Seite eines Altares verewiget diese Geschichte. Die Kirche ist mit schönen und kostbaren Gefäßen und Messgewändern durch kaiserliche Frengelbigkeit reichlich versehen. Es befindet sich darunter eines, auf welches Kaiserinn Maria Theresia eigenhändig diese Geschichte gestickt hat.

Kaiserliche Belohnungen der Fürsten

Schwarzenberg und Metternich.

Die Namen Carl Fürst v. Schwarzenberg und Wenzellothar Fürst v. Metternich werden ewig in der Osterreichischen Geschichte glänzen, und unsere spätesten Nachkommen werden sie mit Ehrfurcht nennen. Fürst v. Metternich hat in dem ewig denkwürdigen Zeitpunkte, wo Frankreichs Macht, welche ganz Europa zu verschlingen drohte, zernichtet, wo Deutschland gerettet wurde, wo Osterreich seine alten Besitzungen, die es durch einen zwanzigjährigen, zwar unglücklichen, aber standhaft fortgeführten Krieg verloren hatte, wieder erhielt, die Angelegenheiten im Cabinete geleitet; Fürst Schwarzenberg hat die Heere Osterreichs und der Verbündeten zum Siege geführt, er hat Napoleon besiegt, der lange unbesiegbar geschienen hat, und nach blutigen Schlachten die Hauptstadt Frankreichs, das stolze Paris erobert, und hierdurch der Welt den Frieden erkämpft.

Nie haben Oesterreichs erhabene Regenten die Verdienste getreuer Bürger und ausgezeichneten Staatsdiener unbelohnt gelassen. Die meisten Familien des hohen Adels danken einen großen Theil ihrer Besitzungen der Großmuth der Oesterreichischen Monarchen, welche die rühmlichen Thaten, die deren erlauchte Ahnen als Staatsdiener und Feldherrn dem Vaterlande geleistet haben, durch kaiserliche Schenkungen belohnten. So wie diese Belohnungen bleibende Zeugnisse der erworbenen Verdienste den ersten Erwerbem waren, so boten sie ihren Nachkommen Mittel dar, dem Vaterlande ähnliche Dienste zu leisten, und diese waren selbst durch den Genuß dieser Schenkungen dem Monarchen und Vaterlande verpflichtet, denselben auf alle Art ihre Dienste zu weihen.

Denken wir zurück an die schwierigen Tage, welche unser glorreich regierender Kaiser Franz I. seit seiner Thronbesteigung erlebte. Immerwährende blutige Kriege, in die er wider seinen Willen verwickelt wurde, erschütterten die Monarchie, und zogen den Verlust vieler Provinzen nach sich. Der Feind drang zweymahl bis in die Kaiserstadt vor, und brachte alle Uebel des Krieges mit sich. Durch die Drangsalen des Krieges hart gedrückt, seufzten Oesterreichs getreue Unterthanen, und ihre Klagen zerrissen das Vaterherz des allerbesten der Monarchen. Man sah schon keine Möglichkeit mehr, sich vor Frankreichs alles zerstörender Macht zu retten.

Der Himmel schenkte unserem allgeliebten Landesvater alle Tugenden, die den Menschen und den Regenten ehrwürdig machen, und diese verliehen ihm Muth und Kraft, die Drangsale, welche die Vorsehung über

das treue Vaterland verhängt hatte, bis zu einem bessern Zeitpunkte mit erhabener Würde zu ertragen. Nur der bewunderungswürdigen Standhaftigkeit, Mäßigung, Frömmigkeit, Aufopferung und rastlosen Regenten-Sorge unsers allgeliebten, allverehrten Kaisers verdanken wir, daß das, was unmöglich geschienen hat, möglich geworden ist, daß ruhige und bessere Zeiten für uns und für ganz Europa gekommen sind. Der Himmel ließ solche erprobte Tugenden nicht unbelohnt in der Brust des besten der Monarchen thronen, und schüttete endlich in einem ehrenvollen, dauerhaften Frieden, den Segen der göttlichen Gerechtigkeit reichlich über das Kaiserhaus und seine treuen Völker herab.

Belohnung des Fürsten von Metternich.

Aber der Kaiser, die großmüthigen Beispiele seiner erlauchten Vorfahren nachahmend, vergaß nicht diejenigen Staats- und Kriegsmänner mit kaiserlicher Huld zu belohnen, welche durch hervorragende Dienste zur Erhaltung und Verherrlichung der Monarchie beigetragen haben. Mit dankbarer Nührung erkennt das Vaterland die Weisheit seines Monarchen, welcher in dem bedenklichsten Zeitpunkte, wo das eroberungsfüchtige Frankreich alles zu unterjochen drohete, einen Metternich und Schwarzenberg an die Spitze der Staatsdienste stellte. Aber mit eben so inniger Freude sah das theilnehmende Vaterland diese verdienstvollen Männer durch die Gnade des Monarchen ausgezeichnet und belohnt. Schon beym Anfange des Krieges vom Jahre 1813 wurden Metternich's unschätzbare Verdienste, dem

in diesen schweren Zeiten die Führung der auswärtigen Staatsgeschäfte übergeben worden war, durch die Erhebung in den erlauchten Fürstenstand verewiget. Seine Majestät haben zu Ende des Krieges, da der Erfolg Metternichs Geschäftsleitung so herrlich gekrönt hatte, zu dieser Würde auch ein Geschenk an Länderen im Königreiche Hungarn hinzuzufügen geruht, und dem Fürsten von Metternich die Befugniß ertheilt, in sein angebornes Wappen das kaiserliche Osterreichisch - Lothringische Wappen zu setzen.

Belohnung des Fürsten von Schwarzenberg.

Auf ähnliche Weise haben Seine Majestät auch des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg unsterbliche Heldenthaten durch Schenkung ansehnlicher Herrschaften im Königreiche Hungarn belohnt, und mit denselben die Ehrenauszeichnung verbunden, daß der Feldmarschall in dem oberen Felde seines angebornen Wappens das Herzchild des Osterreichischen Kaiserwappens mit einem aufwärts stehenden Schwerte zu führen berechtigt seyn soll.

Altes Schwarzenbergisches Wappen.

Das Schwarzenbergische Wappen bestand ehemahls aus einem weißen Felde mit blauen Streifen, und führte die schöne Umschrift: Nihil nisi rectum (nichts als was recht ist. Durch die Kriegsthaten des Grafen Adolph v. Schwarzenberg, welcher unter der stürmischen

Regierung des Kaisers Rudolph II. das kaiserliche Heer gegen die Türken in Hungarn befehligte, erhielt das Schwarzenbergische Wappen einen ehrenvollen Zusatz.

Damals hatte nämlich der Siebenbürgische Rebell Botschka die Türken ins Land gerufen, und in Clausenburg von einem Bassa das Zeichen der fürstlichen Würde erhalten. Die Türken, von diesem Rebellen unterstützt, breiteten sich in einem großen Theile von Hungarn aus. Raab, Palotta, Wessprim, Ofen, Großwardein, Gran, und die meisten Hungarischen Städte wurden von ihnen erobert. Da bemächtigte sich im Jahre 1598 im Monathe März der kaiserliche General, Graf Adolph v. Schwarzenberg, der Festung Raab durch Überrumpelung, und eroberte hierauf auch Wessprim und Palotta. Diese Kriegsthaten waren um so wichtiger für das Erzhaus Osterreich, da hierdurch die Osterreichische Armee mehrere feste Anhaltspuncte in Hungarn erhielt, und auf dieselben gestützt, leichter die Türken und Rebellen bekämpfen konnte.

Die Verdienste dieses würdigen Vorgängers unsers berühmten Feldmarschalls wurden im Schwarzenbergischen Wappen durch einen Türkenskopf verewiget, welchem ein schwarzer Rabe das Auge aushackt. Das ausgehackte Auge bedeutet, daß Adolph Graf v. Schwarzenberg die Wachsamkeit der Türken in und um Raab getäuscht, und dadurch die Festung überrumpelt hatte.

Neues Wappen des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg.

Das Herzschild des kaiserlich = Osterreichischen Wappens, welches nun der Fürst Carl v. Schwarzenberg zu führen befugt ist, enthält das dreifach getheilte Wappenschild von Habsburg, Osterreich und Lothringen; hinter demselben blicken die Spitzen des Deutschen Ordenskreuzes hervor, und rings um schlingen sich die Ordens-Zeichen des goldenen Blieses, des Marien Theresien = und St. Stephans = Orden.

Das Wappenschild von Osterreich und Lothringen, (flatternde Lerchen und ein aufrecht stehender Löwe), ist auch dem Fürsten Metternich als Zusatz zu seinem angeborenen Wappen ertheilt.

Eine schmeichelhaftere Auszeichnung hätten beyde Fürsten für ihre unvergeßlichen Thaten nicht erhalten können. Denn so lange Fürsten aus dem Hause Habsburg in Osterreich thronen werden, werden die Fürstennahmen Schwarzenberg und Metternich stets im frischen Glanze mit freudiger Rührung von dem dankbaren Vaterlande genannt, und ihre von der huldreichen Kaiserhand Franz I. herrlich geschmückten Wappen bis in die fernsten Zeiten an ihre herrlichen Thaten erinnern, und mit stiller Bewunderung angeschauet werden.

M o z a r t.

Viele meiner lieben Leser kennen gewiß diesen großen Tonkünstler und Tonsetzer aus seinen Werken, und werden ihm manche heitere Stunde verdanken, die er ihnen durch die unübertreffliche Harmonie der Töne in seinen Musik-Stücken verschönert hat. Dieser Mann dient zum Beweise, welche außerordentlichen Anlagen und Kräfte der gütige Schöpfer oft in einen Menschen legt, wie sich dieselben gewöhnlich in den ersten Kindesjahren schon auffallend äußern, und wie sie bey gehöriger Ausbildung, die meistens nur geringe Mühe kostet, weil ein innerer Drang das Genie immer selbst treibt, höher zu streben, zu einer Kunstfertigkeit gelangen, welche die höchste Bewunderung und Erstaunen erregt.

Doch weise und gerecht ist der gütige Schöpfer; nicht alles gibt er dem Einen, welcher von der Natur besonders begünstiget zu seyn scheint; er versagt ihm manches, was andere in reichlichem Maaße besitzen. Dieses wird uns die kurze Lebens-Beschreibung dieses außerordentlichen Mannes deutlich zeigen.

Mozarts Kindheit.

Wolfgang Amadeus Mozart war zu Salzburg am 27. Jänner 1756 geboren. Sein Vater, Leopold Mozart, war Unter-Director der Musik-Capelle des damaligen Fürst-Erz-Bischofs von Salzburg, und selbst ein geachteter Tonkünstler und Tonsetzer. Schon in dem dritten Jahre äußerten sich die außerordentlichen Anlagen des Kindes zur Tonkunst so deutlich, daß man darüber erstaunen mußte. Der Kleine hielt sich nämlich, wenn es nur immer seyn konnte, bey dem Clavier des Vaters auf, und suchte Terzen (das ist, zwey Töne, zwischen denen in aufsteigender Ordnung ein dritter ausgelassen ist). Wenn er nun diesen Accord gefunden hatte, so bezeigte er eine ausnehmende Freude darüber, und suchte immer wieder neue Terzen; und dieses alles that er ohne Anleitung stundenlang fort; sein musikalisches Gehör leitete ihn.

Mozart lernt Clavier spielen.¹¹

Sein Vater nahm mit Vergnügen diese Anlage zur Musik wahr, und fing, als der Knabe vier Jahre alt war, gleichsam spielend an, ihn Menuette und andere leichte Stücke auf dem Clavier spielen zu lehren. Der Knabe übertraf alle Erwartung, sein Talent kam ihm überall zuvor; der Vater hatte nur wenige Mühe. In einer halben Stunde hatte er jeden Menuett einge-lernt; nach einer Stunde Übung trug er ein größeres und schwereres Stück mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Tacte vor. Im fünften Jahre

war er nicht nur ein geübter Clavier-Spieler, sondern er erfand schon selbst kleine Stücke, die er dem Vater vorspielte, und die dieser zu Papier brachte.

Des Kleinen Mozarts Vorliebe für Musik.

In den ersten drey Jahren liebte der kleine Mozart, wie alle seines Alters, die Kinderspiele, und schloß sich auch gern mit kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann an. Er war oft mit Spielwerken so eifrig beschäftigt, daß er Essen und Trinken und alles Übrige darüber vergaß. Als er aber Musik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Zerstreuungen und Spielen der Kindheit, und seine ganze Seele war nur mit Musik erfüllt. Er machte zwar Fortgang in den übrigen Lehrgegenständen dieses Alters, denn er griff alles mit Lebhaftigkeit und Eifer an; aber sein Clavier war ihm über alles. Eine Strafe war es für ihn, wenn ihm der Vater wegen einer Nachlässigkeit in einem andern Lehrgegenstande verboth, sich auf demselben zu üben.

Des Knaben große Fortschritte in der Musik.

Daher kamen die ungemeinen Fortschritte im Clavier-Spielen, die der kleine Knabe machte, und die selbst seinem Vater, der doch täglich um ihn war, und jede Stufe seiner Fortbildung bemerken konnte, angenehm überraschten, und oft in Erstaunen setzten, so daß er sie als eine Wunder-Erscheinung ansehen mußte.

Als der fünfjährige Knabe mit Feder und Dinte noch gar wenig umzugehen wußte, und sein Noten-Papier gewöhnlich, wenn er schrieb, voll Kleckse machte, traf ihn der Vater eines Tages an, wie er ein selbst erfundenes Clavier-Concert in die Noten setzte. Der Knabe war so vertieft, daß er kaum den Vater bemerkte, der ihn schon durch längere Zeit behorcht hatte. Der Vater wurde bis zur höchsten Freude entzückt, und brach in Thränen aus, als er die Arbeit des Kleinen untersuchte. Das Concert war nach allen Regeln der Kunst, zu denen der Knabe nur durch seine außerordentlichen musikalischen Anlagen geleitet wurde, gesetzt, aber auch zugleich so schwer, daß es kaum ein geübter Künstler, viel weniger der junge Mozart selbst hätte spielen können. So hatte der allmächtige Schöpfer eine Fülle des musikalischen Talentes in den Knaben gelegt, das immer, wie aus einer reichhaltigen Quelle überfloß, und ohne alle Anstrengung jene bezaubernden Werke schuf, welche die späteste Nachwelt noch bewundern wird. — Wie groß und mächtig ist der Herr!

Mozart lebt nur in der Kunst.

Der kleine Mozart machte nun Riesenschritte in seiner Kunst, und es war deutlich zu bemerken, daß sein ganzes Inneres, sein Denken, Streben und Bemühen nur auf Musik gerichtet war. Nichts hatte für ihn einen Reiz, nur in der Musik lebte er, wie in seinem Elemente. Sein musikalisches Gehör war in diesem Alter schon so ausgebildet, daß ihm jeder Mißklang wehe that; jeder rauhe, falsche Ton war ihm so unerträglich,

daß er davon bleich wurde, ja selbst, wie wirklich einmahl geschah, ohnmächtig und in Verzuckungen zur Erde sank.

Er geht auf Reisen.

Als der Knabe sechs Jahre alt war, hatte sich sein musikalischer Ruf schon so verbreitet, daß der Vater sich bewogen fand, mit ihm und seiner Schwester, die ebenfalls ein musikalisches Wunder war, an die Höfe Europens zu reisen, und ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. Er kam mit ihnen nach München, Wien, dann durch ganz Deutschland, im folgenden Jahre nach Paris, und durch ganz Frankreich, endlich nach England und nach London. Im dreizehnten Jahre durchreisete Mozart mit seinem Vater Holland, die Niederlande, ganz Italien, und spielte zu Bologna, zu Rom, zu Neapel, zu Mailand, zu Verona, in den größeren Städten der Schweiz, und erntete überall den rauschendsten Beyfall.

Des Knaben Aufenthalt in Wien.

Auf allen diesen Reisen bekümmerte sich der Knabe wenig um den Beyfall der großen Menge, er wollte nur von den eigentlichen Kennern beurtheilet werden. In Wien, am Hofe des Kaisers Franz I., des Großvaters unsers jetzt regierenden, allgeliebten Kaisers Franz I., verlangte er in Gegenwart des Hof-Capell-Meisters Wagenseil spielen zu dürfen, und er führte zu dessen Überraschung eines seiner schwersten Concerte

mit bewunderungswürdiger Fertigkeit aus, die für sein damaliges Alter von allen Kennern als ein Wunder angestaunt wurde.

In Wien bekam der sechsjährige Knabe eine kleine Geige zum Geschenke. Wider Willen und Wissen seines Vaters übte er sich auf derselben, und machte in kurzer Zeit so große Fortschritte, daß er zum Erstaunen aller Anwesenden die zweite Geige zu einem Trio mit aller Genauigkeit und Reinheit vorzutragen im Stande war. Auch auf diesem Instrumente brachte er es zu großer Fertigkeit.

Mozart in Paris und London.

Während seines halbjährigen Aufenthaltes in Paris im Jahre 1763 setzte der siebenjährige Mozart seine beyden ersten Werke, und machte sie öffentlich bekannt. Alle Kenner und Nichtkenner staunten sie als ein Wunder an.

Im folgenden Jahre (1764) spielte der Knabe in London die Orgel des Königs. Alle schätzten sein Orgelspiel, welches doch für diesen achtjährigen Knaben mit noch schwachen Fingern sehr schwer war. Er gab dann ein Concert, in welchem zur Verwunderung aller Gegenwärtigen nur Symphonien von der Composition des Wunder-Kindes gespielt wurden. Hier in London, wie das Jahr zuvor in Paris, legte man ihm die schwersten, von ihm noch nie gesehenen Clavier-Sachen von den berühmten Tonsetzern Bach, Händel u. s. w. vor. Er spielte sie alle ohne Anstand vom Blatte, und zwar im angemessenen Tacte, und mit der größten Ge-

nauigkeit weg. Hier setzte er auch sechs Sonaten, ließ sie stehen, und widmete sie der Königin von England.

Mozart macht sich in Wien sehr berühmt.

In seinem zwölften Jahre (1768) machte der Knabe seine zweite Reise nach Wien. Hier spielte er mit seiner Schwester vor dem Kaiser Joseph II., der selbst ein großer Kenner und Schätzer der Musik war. Der Monarch konnte den kleinen Künstler nicht genug bewundern, und trug ihm auf, eine komische Oper (*la finta semplice*) in Musik zu setzen. Kenner staunten diese Arbeit an, in welcher sich die überströmende Fülle des musikalischen Talentes des Knaben aussprach.

Zu dem Einweihungs-Feste der Kirche im damaligen Waisen-Hause am Rennwege hatte der zwölfjährige Mozart das Amt gesetzt, und er leitete selbst in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes die sehr zahlreich besetzte Musik. Alle Musik-Verständigen zollten ihm eine ungeheuchelte Bewunderung, und einer der giltigsten Richter, unser weltberühmter, großer Tonsetzer, der gute und bescheidene Joseph Haydn sagte zu Mozarts Vater: »Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Tonsetzer erkenne, von dem ich je gehört habe.«

Mozarts Aufenthalt in Italien.

In Italien, wo die Musik, wie in ihrem eigenen Boden gedeiht, erregte der junge Mozart wie überall

allgemeine Bewunderung. In der Sixtinischen Capelle zu Rom, wird alljährlich in der Charwoche das berühmte Miserere gesungen, welches niemand abschreiben durfte. Fremde reiseten hundert und mehrere Meilen zu, um es zu hören. Der junge Mozart, welcher als Zuhörer auch zugelassen worden war, faßte den ganzen Tonsatz so gut durch das Gehör, daß er das Miserere zu Hause also gleich niederschrieb, und es mit mehreren an dem Claviere sang.

In Neapel glaubten mehrere, sein unübertreffbares Spiel sey ein Zauberwerk, und in seinem Ringe sey die Zauberkraft seines Spiels verborgen. Er zog ihn ab, und nun wurde die Bewunderung erst recht groß.

In Bologna hatte er bey verschlossenen Thüren in einer halben Stunde ein vierstimmiges Antiphona gesetzt, worauf er einstimmig als Mitglied und Capellmeister der philharmonischen Akademie aufgenommen wurde. Vom Papste hatte er schon vorher einen Orden erhalten.

In Mailand setzte er in seinem vierzehnten Jahre die Oper *Mithridat* in Musik. Zu Ende October fing er das große Werk an, und schon am 26. December wurde die Oper mit rauschendem Beyfalle aufgeführt, und mehr als zwanzigmahl nach einander wiederholt. Seit dieser Zeit schrieb er viele Opern, Symphonien, Messen und Musik-Stücke aller Art, in welchen, bey seiner gewohnten Vollstimmigkeit, so viel Klarheit, Anmuth und Lieblichkeit herrscht, daß sie den Nichtkenner eben so wie den gründlichen Kenner entzücken, und auch immer zur Bewunderung hinreißen.

Mozart wird Capell-Meister in Wien.

In seinem vier und zwanzigsten Jahre trat Mozart in Wien als Capell-Meister in kaiserliche Dienste, in welchen er auch bis zu seinem frühen Tode (am 5. Dezember 1792) durch zwölf Jahre blieb. Er erfüllte vollkommen die Erwartungen, welche der Hof, und das ganze musikalische Publicum von seinem bewunderungswürdigen und früh entwickelten Genie hatten, und ward, was er noch jetzt lange nach seinem Tode ist, der Lieblings-Tonsetzer seiner Zeit; und er wird es auch für die spätesten Jahre, so lange man Musik schätzt, bleiben. Hier setzte er, neben sehr vielen anderen Werken 1780 die Oper *Idomeneo Rè di Creta*; 1781 die Entführung aus dem Serail; 1787 Figaros Hochzeit; 1788 *Don Juan*; 1790 *Così fan tutte*; 1791 die Zauber-Flöte, *La Clemenza di Tito*; und während seiner Krankheit das berühmte *Requiem*. In allem, was er schrieb, ist Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten, und wird es auch immer seyn.

Mozart war nur in der Musik groß.

Mozart war aber auch Tonkünstler im ganzen Sinne des Wortes. Sein Musik-Talent hatte den ganzen Menschen eingenommen; für nichts anderes hatte er Sinn, und wie er als Kind schon Mann in dieser Kunst war, so blieb er lebenslänglich in allem andern menschlichen Wissen Kind. Außer dem, was Musik betraf, hatte er selbst über sich und seine Begierden keine Ge-

walt. Er konnte sich nie selbst regieren; für Ordnung in seinem Hause, für den gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und Wahl in seinen Genüssen hatte er keinen Sinn. Zeit und Geld zog er nie zu Rathe; jene wurde ihm oft zu kurz, um seine versprochenen Arbeiten zu leisten; dieses, was er leicht und im Überflusse gewann, war immer zu wenig.

Nur wenn er sich ans Clavier setzte, schien er ein ganz anderes, höheres Wesen zu werden. Dann spannte sich sein Geist, und er lebte nur in der Harmonie der Töne, nur dahin war seine Aufmerksamkeit gerichtet. Die Musik machte so sehr das Haupt-Geschäft seines Lebens aus, daß er im eigentlichen Verstande nie etwas that, was nicht mittelbar oder unmittelbar auf dieses Bezug hatte. Ja, beyhm Essen spielte er sogar auf dem Tische, als hätte er ein Clavier unter den Händen, und vergaß darüber, sich das Fleisch zu schneiden, welches gewöhnlich seine Frau für ihn that. Am liebsten spielte er jedoch bey der Nacht, und oft bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Musik-Stücke schrieb er gewöhnlich des Morgens von sechs bis zehn Uhr, und zwar meistens im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Das Billard-Spiel war seine liebste Erheiterung.

In seiner Körper-Bildung zeichnete sich Mozart nicht sehr vortheilhaft aus; er war klein, hager, blaß, und hatte keine Gesichtszüge, die den außerordentlichen Mann verriethen.

Mozarts berühmtes Requiem.

Mozarts Sterbetag wurde und wird noch oft von Musik-Freunden durch Aufführung der von ihm gesetzten unübertrefflichen Seelen-Messe gefeyert. Sie entstand auf folgende Art: Eines Tages kam ein Ungekannter zu Mozart, und verlangte von ihm, eine Seelen-Messe in Musik zu setzen, und den Preis, so hoch er wolle, dafür zu bestimmen. Mozart forderte hundert, oder wie andere erzählen, zwey hundert Ducaten für diese Arbeit, ohne sich jedoch an eine Zeit binden zu lassen, innerhalb welcher er sie liefern sollte. Nichts desto weniger zahlte der Bothe den verlangten Preis im Voraus, und versprach, bey Ablieferung des Werkes noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen, und nach einigen Monaten wieder zu kommen.

Während der Zeit erhielt Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönungs-Feyerlichkeit des Kaisers in Prag die Oper La Clemenza di Tito zu schreiben. Eben war er im Begriffe in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als der Bothe erschien, und ihn an das Requiem erinnerte. Mozart entschuldigte sich, und versprach, nach seiner Zurückkunft aus Prag, so gleich an diese Arbeit zu gehen, und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung hindern zu lassen.

Nach der Zurückkunft aus Prag fing Mozart die Verfertigung der Seelen-Messe mit einem Feuer-Eifer an, den ihm bis dahin noch keines seiner Werke eingefloßt hatte; so, daß ihm seine Gattinn Vorstellungen machte, daß er durch eine so ungewöhnliche An-

strenge seine geschwächte Gesundheit ganz zerstören werde. Da äußerte sich Mozart mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattinn nahm ihm diese Arbeit mit Gewalt, und gab sie ihm erst wieder auf sein inständiges Bitten, als die Gesundheits-Umstände dem Anscheine nach sich gebessert hatten. Er konnte aber diese Arbeit nicht mehr ganz vollenden; er fiel in seine vorige Schwermuth zurück, wurde wieder krank, und immer kränker, und starb. Gleich nach seinem Tode erschien der Bothe, und erhielt das Requiem, aber unvollendet. Der Capell-Meister Süßmayer hat die Instrumente, welche noch fehlten, hinzu gesetzt, und das Werk so eingerichtet, wie es jetzt aufgeführt wird.

Die Portatschen in Mähren.

An den gebirgigen Gränzen Mährens und Schlesiens gegen Hungarn und Pohlen besteht eine Sicherheits-Wache, deren Haupt-Berrichtung ist, die Räuber und alles liederliche Gesindel, welche sich über das Gebirg in das Land einschleichen wollen, abzuhalten, und wenn sie schon eingedrungen sind, aufzuheben. Man nennt diese Wache die Portatschen.

Die Portatschen sind in einer Linie von fünfzehn Meilen, von Friedeck in Mähren an der Schlesischen Gränze, bis hinter die Stadt Hungarisch-Gradisch in den Friedecker, Jablunker und Ustroner Gebirgen aufgestellt, deren Lage die Einwanderung und den Aufenthalt verdächtiger Personen am meisten begünstiget. Sie müssen auf derselben Leute ein wachsames Auge haben, die Gegend rund herum oft durchstreifen, und sich thätigst angelegen seyn lassen, allem liederlichen Gesindel auf die Spur zu kommen, und wo sie es entdecken, dasselbe mit Hülfe der Obrigkeiten und der nächsten Militär-Posten, die ihnen immer Beystand leisten müssen, einzuziehen.

Zahl der Portatschen.

Diese Portatschen bilden einen eigenen Körper, und sind in Mähren 62 Mann stark. Sie bestehen aus 1 Lieutenant, 1 Feldwebel, 1 Vice-Feldwebel, 5 Korporalen und 54 Gemeinen. In Schlessien, wo die Portatschen seit dem Jahre 1795 bestehen, zählen sie 1 Feldwebel, 2 Korporale und 21 Gemeine. Sie sind nach Korporalschaften eingetheilt, deren jede aus 9 Gemeinen und einem Unter-Offizier besteht. Jeder Korporalschaft ist ein eigener Bezirk angewiesen, den sie durchstreifen muß, und für dessen Sicherheit sie zu wachen hat. Fünf Mann haben mit dem Korporal einen Monath lang Dienst, und besorgen die Wache; dann werden sie von den andern abgelöst, welche durch einen gleichen Zeitraum die Wälder und Gebirge durchziehen. Wenn sich ganze Räuberbanden in eine Gegend einschlei-

chen, oder mehrere verdächtige Leute und Ausreißer sich herum treiben, so wird die ganze Mannschaft der Portatschen zum Ausrücken befehliget, und selten kommt sie unverrichteter Dinge nach Hause. Der Lieutenant und Feldwebel führen die Aufsicht über die ganze Mannschaft, und jeder ist verpflichtet, wenigstens einmahl im Monathe, sämtliche Posten unvorhergesehen zu umgehen und zu untersuchen, ob jeder Portatsche seine Pflicht erfülle.

Wahl der Portatschen.

Die Bewachung der Gränze gegen liederliches Gesindel ist von größter Wichtigkeit. Denn so bald man demselben im benachbarten Lande auf die Spur kommt, so sucht es über die Gränze zu entwischen, um allen weiteren Nachstellungen und Verfolgungen zu entgehen, welches ihm um so leichter gelingen kann, wenn Gebirge und einsame Wälder die Gränz-Scheidung machen, wo es leicht Schlupfwinkel finden kann. Man sieht leicht ein, daß diese Gränz-Wächter vertraute Leute seyn müssen, welche von den Räubern nie gewonnen werden können, und das sind die Portatschen gewiß; denn keiner wird in ihre Zahl aufgenommen, der nicht als ein ehrlicher, rechtschaffener Mann von unbescholtenem Rufe bekannt ist. Jeder derselben muß in der Gegend Haus und Grund besitzen, und seine Verläßigkeit, sein Muth und Unternehmungs-Geist müssen allgemein bekannt seyn. Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, hat keine Hoffnung, in diesen Körper aufgenommen zu werden.

Ist eine Stelle durch den Tod oder Austritt eines Portatschen offen, so stellt der Lieutenant eine Werbung an. Von denen, welche sich melden, schlägt er dem Kreisamte die drey Tauglichsten, von deren Rechtschaffenheit er überzeugt ist, vor; dieses bringt den Vorschlag an die Landesstelle, welche nach Einvernehmen der Landstände einen von diesen dreyen wählt, und in dem Dienste bestätigt. Die Stelle des Lieutenants bekleiden gewöhnlich sehr wohlhabende Hauswirthe oder Erbrichter. Wird die Stelle desselben offen, so wählt das Kreisamt einen würdigen Mann, schlägt ihn der Landesstelle vor, welche die Landstände von dieser Wahl in Kenntniß setzt, und mit Zustimmung derselben den neu gewählten Lieutenant bestätigt.

In Mähren gehören die Portatschen alle zu dem Stamme der Wallachen, und seit den ältesten Zeiten fiel die Wahl immer auf dieselben; denn diese Gebirgs-Bewohner sind unternehmende, kräftige Leute, welche fremdes Eigenthum als unverletzbar ansehen, streng auf Recht halten, und doch dabey viele Schlaueheit in ihren Unternehmungen zeigen. In Schlessien werden ansässige Hauswirthe ohne Unterschied zu den Portatschen gewählt.

Bewaffnung und Sold.

Die Bewaffnung des Portatschen ist einfach. Ein Stock, oben mit einem Beile versehen, und eine kurze Flinte, ein Säbel, eine geflochtene Tasche, in welcher Pulver und Bley und Stricke, um die Räuber zu binden, sich befinden, ist alles, was er bey seinem Dienste nöthig hat.

Die Portatschen werden von den Landesständen unterhalten. Der Gemeine erhält täglich an Löhnung 8 Kr., der Korporal 10 Kr. Der Lieutenant bezieht einen jährlichen Gehalt von 360 Gulden.

Dieser sowohl, als die Löhnung für seine Untergebenen bezieht er aus dem Landschafts-Einnehmer-Amte. Da die Portatschen gewöhnlich nur in dem Bezirke, wo sie ansässig sind, ihre Dienst-Verrichtungen haben, können sie, wenn sie einen Monath lang Dienste geleistet haben, bequem ihre Wirthschaft besorgen, und die tägliche Löhnung kommt ihnen gut zu Statten. Werden sie manchmahl außer ihrer Heimath verwendet, daß sie sich durch längere Zeit von ihren Familien trennen müssen, so bekommt der Gemeine noch obendrein eine Zulage von 5 Kreuzern, und der Korporal von 7 Kreuzern. Waffen und Verpflegung muß jeder vom Eignen bestreiten. Sie leisten außer ihrer Heimath auch gute Dienste, und befördern, wohin sie gerufen werden, Ordnung und Sicherheit. So wurde im Jahre 1804 eine Abtheilung derselben befehliget, die Plummerauer und Prödlitzer Wälder zu durchsuchen, wo viele Wild-Diebe hauseten. Sie haben viele derselben verjagt, andere aufgehoben, und die Wälder gereinigt. Als im Jahre 1805 die Post-Straße zwischen Posoriz und Wischau im Brünnner Kreise durch Räuber heunruhiget wurde, schickte man Portatschen dahin, welche die Sicherheit der Reisenden in kurzer Zeit wieder herstellten. Wie die Russischen Krieger durch Mähren zogen, wurden sie durch Portatschen begleitet, welche die Ausreißer auffangen, und für Ordnung und Sicherheit wachen mußten.

Entstehung der Portatschen.

Die Errichtung dieser Sicherheits-Wache fällt in die alten Zeiten. Im Jahre 1661 war schon die Rede von dieser Art von Gränz-Wache, die man damahls Panulky nannte. Späterhin um das Jahr 1687 nannte man diese Land-Polizey bloß Wallachen. So viel ist gewiß, daß von je her die Staats-Verwaltung alle Sorgfalt auf die innere Sicherheit des Landes verwendete, und wegen ihrer Nützlichkeit diese Gränz-Wache besonders begünstigte, wie schon Kaiser Leopold I. im Jahre 1693 das damahls aus 30 Mann bestehende Portatschen-Corps vermehrte, und demselben einen ordentlichen Sold zusicherte. Damahls waren die Portatschen um so nützlicher, da aus Hungarn und Pohlen oft Räuber-Banden über die Gebirge nach Mähren sich einschlichen, und viele Gewaltthätigkeiten verübten.

Obwohl die Sicherheits-Anstalten im Österreichischen Kaiserstaate so vortrefflich sind, daß Eigenthum und Person eines jeden allenthalben geschützt sind, und daß Beyspiele von gewaltthätigem Raube und Morde unter die seltenen Erscheinungen gehören, so wurden doch die Portatschen, welche so lange nützliche Dienste geleistet hatten, bis jetzt beybehalten.



Ein Mensch, der kein Fleisch ist.

In dem Markte Leobersdorf in Oesterreich B. U. B. W., lebt ein Kleinhäusler, Namens J. Däubel, der noch nie in seinem Leben einen Bissen Fleisch gegessen hat. Er ist 53 Jahre alt, von mittlerer Größe, magerer Gestalt, und nährt sich von der schweren Arbeit im Felde und Weingarten. Noch nie in seinem Leben war er bedenklich krank. An seinen Händen bemerkt man ein Zittern, welches, seiner Aussage nach, von einem großen Schreck herrührt, welchen er gehabt hat, als er einst bestohlen worden war.

Schon seit seiner frühesten Kindheit zeigte er eine Abneigung gegen alle Fleisch-Speisen, und gegen alles, was nach Fleisch roch. Da man ihm als einem zweijährigen Kinde, statt des gewöhnlichen Milchbreies Fleischbrühe reichen wollte, ekelte ihm davor, und er erbrach sich. Seither konnte er nie Fleischbrühe zu sich nehmen, weder Fleisch, noch eine Speise, welche mit Fleischtheilen vermengt ist. Die Mehlklöße (Knödel), welche er unter allen Mehlspeisen vorzugsweise liebt, kann er nicht genießen, wenn sich Speck oder Leber in

denselben befindet, oder wenn sie mit Schweins-Fett abgebrühet sind. Nicht nur Rindfleisch, auch Schweinernes, Kälbernes, Lämmernes u. s. w., kann er nicht vertragen; auch alles Geflügel, Wildpret ist ihm zuwider, und was immer den Nahmen Fleisch hat, erregt schon durch den Geruch unangenehme Empfindungen in ihm.

Oft hat er diesen Ekel überwinden wollen, aber immer vergebens. Einst beredete ihn sein Dienstherr, nur zwey Bissen Rindfleisch zu verschlucken, und sich nach und nach an Fleisch-Speisen zu gewöhnen. Er versuchte es; aber bald darauf erfolgte eine Übelkeit und ein Erbrechen, welches ihn in den erbärmlichsten Zustand brachte. Mehrere Wochen nach einander befand sich der Mann sehr übel; er war sehr matt, und konnte sich lange Zeit nicht erholen.

Seine Hauptnahrung ist Brot, Erdäpfel und Mehl-Speisen. Der Wein, meint er, müsse ihm besonders Kraft geben, da er sich in den Jahren, in welchen er wegen der Theurung desselben seltener sein Seidel trinken konnte, viel schwächer fühlte. Er ist oft in einer peinlichen Lage, wenn er bey dem Dresch-Hahne (bey dem Mahle, das nach ausgedroschenem Korne den Dreschern reichlich gegeben wird), bey Hochzeiten u. s. w. mitten unter den Fleisch-Essern sitzen muß, und nichts genießen kann. Auch wenn er andern das Tagwerk arbeitet, ist er diesen mehr als andere zur Last, da die Hauswirthinn für ihn besonders kochen muß. Seine Kinder essen Fleisch, bis auf ein Mädchen, welches Abneignng dagegen zeigt.

Dieser Mann ist ein besonders guter Fußgänger,

und verdient sich als Bothe manches Stück Geld. Er macht acht Meilen des Tages, ruhet wenig auf dem Wege aus, und genießt außer etwas Brot und Wein nichts. Einst machte er den Weg von Leoberdorf (zwey Posten hinter Wien) bis acht Stunden über Brunn in Mähren hinaus, mit einer wichtigen Bottschaft in sechs Tagen hin und her, und verzehrte auf dieser weiten Reise kaum über einen Gulden. Er ruhete nur einige Stunden bey der Nacht, und wenig bey Tage, und ging immer unverdrossen fort, ohne daß er nach der Reise einige Unbequemlichkeiten gefühlt hätte. Dabey ist der Mann immer froh und wohlgemuth.

Alpen, Wirthschaft.

Die Bewohner der gebirgigen Gegenden von Steyermark, Kärnten, Tirol u. s. w., nähren sich großen Theils von der Viehzucht. Der Boden ist dort zu mager und steinig für den Feldbau; der Weizen gedeihet gar nicht, Roggen selten; nur Hafer, Gerste kommt dort leicht fort; aber desto bessere Nahrung findet das Rindvieh auf den Gebirgen. Nur in der kalten Jahreszeit wird es zu Hause genähret; den Sommer bringt es auf den Gebirgen zu.

Fast jeder Bauer hat eine *Alpe*, das ist, eine gebirgige Gegend, wo er mit seinem Viehe eine Sommer-Wirthschaft von der Mitte des Monaths May bis Mitte October anlegt. Ein Hirt und eine Hirtinn (*Sendinn*, *Schwaigerinn*, *Sennerinn*) bewohnen dort eine schlechte Hütte, und führen die Aufsicht über das Vieh, welches da weidet. Viele Bauern haben eine *Vor-Alpe*, das ist, eine Hütte in einer niedrigeren Gegend des Gebirges. Dorthin wird das Vieh zuerst getrieben, und wenn es einige Zeit geweidet hat, kommt es in die obere *Alpe*.

Der Zug dahin geschieht um *Urban* (am 25. May) und in die *Hoch-Alpe* um den *Weiss-Tag* (15. Junius), mit vieler Feyerlichkeit. Die größte Kuh wird an den Hörnern mit Kränzen umwunden. An ihrem Halse tönet eine große Glocke. Der Stier wird auch herrlich geziert. Die große aufgeputzte Kuh eröffnet den Zug, und wird von einer eigenen Person getrieben. Hinter den übrigen Kühen, deren jede eine Schelle am Halse hat, geht die *Sendinn* im festlichen Anzuge; sie sagt den Vorübergehenden ein herzliches Lebewohl, beschenkt sie mit Backwerk, welche ihr entgegen einen glücklichen Aufenthalt auf der *Alpe* wünschen. Der Eigenthümer des Viehes begleitet den Zug mit einem Wagen, auf welchem er *Milch-Gefäße*, Geräthschaften, welche die *Alpen-Wirthschaft* erfordert, *Salz* und *Lebensmittel* mitführt.

Die *Alpe*.

Neben der *Alpen-Hütte* befindet sich ein geräumiger, eingeschlossener und bedeckter Platz. Hier bringen

die Kühe und Kälber die Nacht zu, und hier werden die Kühe auch des Morgens und Abends gemolken. Die übrige Zeit weiden sie auf den Grasplätzen am steilen Gebirge, und suchen sich ihre Nahrung. Die Weide auf den Alpen ist von besonderer Güte. Das Gras, welches sich die Kühe, freylich mühsam und im immerwährenden Klettern, suchen müssen, ist voll öhlicher Theile, und enthält wohlriechende Pflanzen, welche nicht nur die Kühe gut nähren, sondern auch der Milch fettere Theile und Wohlgeschmack geben. Alles Vieh auf der Alpe nimmt auch gewöhnlich an Leibigkeit zu.

Die ebneren Plätze auf der Alpe werden eingefangen, und als Wiesen benützt. Das Heu, welches auf denselben gewonnen wird, wird dem Viehe gegeben, wenn kalte oder nasse Witterung eintritt, daß es nicht auf die Weide getrieben werden kann. Was im Herbst übrig bleibt, wird zum Winterfutter nach Hause geführt. Diese Wiesen werden sorgfältig gepflegt. Der Dünger wird den Sommer hindurch in der Hütte, in welcher das Vieh die Nacht zubringt, gesammelt, und im Herbst über die Wiesen ausgebreitet.

Gewinn an Milch, Butter, Käse.

Die Alpen-Wirthschaft ist, wenn die Witterung zusagt, einträglich. Eine Kuh gibt täglich fünf bis sechs Maß fette Milch. Diese wird in eigenen Kellern, die gewöhnlich nahe an Quellen sind, aufbewahrt, und zu Butter und Käse verwendet. Der Rahm wird von der gestandenen süßen Milch abgenommen, und wenn guter Vorrath davon gesammelt ist, wird er in ein Faß

geschüttet, und zu Butter gerührt. Das Rad, welches sich innerhalb des Fasses bewegt, und den Rahm abschlägt, wird oft durch das Wasser der Quelle getrieben, wodurch der Sendinn eine gute Arbeit erspart wird. Die Butter wird zu Schmalz gesotten. Beym Butterrühren sondert sich die Rührmilch ab, welche ein sehr schmackhaftes und kühlendes Getränk für die Sendinn und den Hirten gibt. Aus derselben bereiten sie sich auch eine sehr gesunde und nahrhafte Suppe, welche man in vielen Gegenden die Schotten-Suppe nennet. Wenn die Butter zu Schmalz geläutert wird, rührt die Sendinn Mehl oder Gries in den Kessel, welches sich mit allen Käseartigen Theilen zu Boden setzt. Aus diesem Bodensatz bereiten sie das wohlgeschmackte Läuter-Koch, welches sie mit großem Appetite verzehren. So ziehen die Sendinn und der Hirt ihre meiste Nahrung von den Kühen.

Die Milch, von welcher der süße Rahm abgenommen ist, wird zu Käse verwendet. Sie muß gerinnen und zu Topfen werden. Sie wird dann in ein Gefäß geschüttet, von welchem das Käse-Wasser abläuft. Was zurück bleibt, wird zu einem Laib Käse gebildet, der von ein bis zehn Pfund schwer ist.

Anderes Alpen-Vieh.

Aber nicht nur die Kühe und Kälber, auch die Ochsen, Ziegen, Schafe und Schweine werden auf die Alpe getrieben, und dort gut genährt. Der ärmere Bauer, der nicht selbst eine Alpe, oder so wenig Vieh hat, daß eine Sendinn und ein Hirt nicht genug Be-

schäftigung bey demselben hätten, treibt sein Vieh zu einer fremden Herde, und bezahlet dem Eigenthümer der Alpe einen bestimmten Alpen-Zins.

Die Schweine bekommen auf der Alpe das Käse-Wasser; die übrige Nahrung müssen sie sich auf der Weide mit dem Horn-Viehe suchen, und sie kommen sehr leibig durch diese Kost von der Alpe zurück.

U b t r i e b .

Mit Anfang September werden die Ochsen, die auch durch das Alpen-Gutter an Leibigkeit sehr zugenommen haben, von der Alpe nach Hause getrieben, um bey dem Anbaue des Winter-Getreides verwendet zu werden.

Alles übrige Vieh wird in der Mitte, höchstens mit Ende October von der Alpe nach Hause geführt. Der Zug ist wieder so feyerlich, wie bey dem Auftriebe, und der Eigenthümer der Herde führt unter Frohlocken auf seinem Wagen Butter, Schmalz, Käse und alles, was auf der Alpe gewonnen worden war, nach Hause. Tauchzend kommen die Nachbarn entgegen, und alles freuet sich, und danket Gott für den reichlichen Segen, der ihm auf der Alpe zugestossen ist.

Die Thierquäler.

Klaus, der zehnjährige Sohn des Nachbarn St*, in Bernbach, stieg auf einen hohen Kirschbaum nach einem Vogelneste. Klaus konnte aber durch das enge Astloch der jungen Brut nicht bekommen. Vergebens suchte er durch eine gespaltene Ruthe das ganze Nest heraus zu ziehen. Die Knaben, welche bey ihm waren, reichten ihm ein Handbeil, um die Öffnung des Loches zu erweitern, aber er bringt sie nicht weit genug. Er ärgert sich darüber, und ruft: »Gebt mir Steine herauf, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache, weil sie nicht heraus wollen.« — »Nun so gebt ihm!« sagten die einen. »Untersteht euch!« riefen die Klügeren. »Wüßt ihr nicht, was neulich der Herr Lehrer gesagt hat:

Nuch ein Thier empfindet Schmerz,
Quäl es nicht, und hab ein Menschenherz!«

Warnung nützt nichts.

»Hast du schon vergessen,« sagte Johann Walter, wie es dem Buben ergangen ist, der den Vögeln

die Beine abgeschnitten hat? — wie ihm ein Bauholz beyde Füße zerschlagen hat, und wie er fast verzweifelt wäre, als der Brand dazu gekommen ist?»

»Das ist ein Gepsauler von unserm Schulgehülfen,« rief Klaus dagegen, »wer weiß, ob es wahr ist, und wenn es aus Fuß-Abschlagen geht, so geht es über meine Füße her, und nicht über die eurigen.«

»Nun wenn du's auf dich nehmen willst,« sagt Bernhard Frank scherzend, »so kann ich dir wohl mit Steinen helfen! Fang auf!« und hiermit stellte er sich, als wollte er sie hinauf werfen.

»Seyd Narren, und werft mich vor's Hirn!« schrie Klaus. »Wenn ihr ja nach mir werfen wollt, so nehmt Morast!«

Klaus blüffet schwer.

Muthwillig liefen die Buben nach der nächsten Pfüge, und warfen in die Wette mit Koth hinauf. Klaus versteckte sich hinter den Stamm, und als des Morastes genug an dem Baume herum hing, verklebte er damit voll Schalkheit das Nestloch. Das Jammergeschrey der jungen Vögelein und der klagenden Mutter, welche beständig um dem Baume herum flatterte, als ob sie Barmherzigkeit von dem jungen Tyrannen erslehen wollte, rührte ihn nicht. Wie, wenn er eine große That verrichtet hätte, klettert er den Baum herab; aber die Äste sind besudelt, der Fuß gleitet aus — und gerade mit dem Kopfe fällt er zur Erde hinab. Fürchterlich kracht das Genick, das Blut strömt aus dem Munde, und nach einigen Zuckungen ligt der Knabe seelenlos am Boden.

Zitternd und heulend liefen die Kinder davon. Einige verstecken sich vor Angst; die andern eilen nach Hause, und erzählen den Unfall. Der Lärm verbreitet sich durchs ganze Dorf, und kommt auch dem Herrn Pfarrer zu Ohren. Mit einer Menge Volkes, das aus dem Dorfe strömt, geht auch er zu dem Baume. Der unglückliche Klaus wird auf der Tragbahre nach Hause gebracht. Keine Rettung ist mehr für ihn, der Arzt erklärt ihn für todt. Seine Aeltern sind wie wüthend vor Schmerz, sie schieben die Schuld auf die andern Kinder. »Vor Gottes Gericht will ich euch anklagen, ihr Mörder!« ruft die Mutter mit einem unaussprechlichen Jammergeschrey. »Den ersten von den gottlosen Buben, der mir in den Wurf kommt, schlag ich zu Boden,« brüllt der Vater. Aber die Knaben stecken noch großen Theils in Angst und Schrecken hinter den Hecken der benachbarten Gärten. Erst als der Leichnam von der Stelle geschaffet worden war, und ein Theil des Volkes sich verlaufen hatte, kamen die Kinder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um die Lache Blutes zu beschauen, die Klausen aus dem Munde gelaufen war.

Gute Lehre.

Schon sind sie zahlreich beisammen, als sie den Herrn Pfarrer erblicken, und erschrocken aus einander fahren. »Bleibt stehen,« sagt dieser, und er fragt, wie alles zugegangen sey. Mit Schluchzen erzählen es die Kinder, und sagen, daß sie nur mit Roth nach dem Baume geworfen hatten, um Klausen abzuhalten, daß er nicht die Vögel martere. »Daß solch ein Unglück

daraus kommen würde, wer hätte das gedacht?« sprachen sie. »Und daß er das Loch zustreichen würde, ist uns eben so wenig eingefallen.«

»Eine schreckliche Warnungs-Geschichte,« sprach da der brave Herr Pfarrer, »ist Klausens unglücklicher Tod für die Thierquäler, und für euch alle! Was für ein böshaftes Vergnügen ist es, wehrlose Thiere zu martern, oder sie in ihrem Neste so einzuschließen, daß sie Hungers und Durstes sterben müssen! Wie wäre euch Kinder, wenn man euch in ein Gefängniß, in welches weder Sonne noch Mond scheint, zusammen sperre, und des Hungers sterben ließe? — Und seht, so ist es jetzt den armen Thierchen im Neste. Gott aber hört ihr Jammergeschrey so wohl als das eurige. „Geht euch das nicht zu Herzen?“

»Ach ja, ja!« schluchzten die Kinder, und jedes wollte hinauf steigen, das Astloch wieder zu öffnen; aber der Herr Pfarrer erlaubte es nicht, weil sie in Angst und Schrecken herab stürzen könnten. Er ließ eine Leiter bringen, und öffnete selbst das Flugloch.

Voll Freude flatterten und jauchzten die Nestlinge, die Mutter flog näher, und schlüpfte in das Loch, als wollte sie ihre zitternden Kleinen trösten und stillen.

Der Herr Pfarrer sprach noch weiter ein eindringliches Wort über Thierquälerey den Kindern ans Herz, und alle mußten ihm die Hand reichen, und vor dem Blute des Verunglückten ihm versprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern.

W i l d e A n t e .

Die wilde Ante, welche einen herrlichen Braten für unsern Tisch gibt, und von welcher unsere zahme Ante abstammt, ist ein sehr schöner Wasservogel, der am Glanze und an Schattierung der Federn unsere einheimischen Anten weit übertrifft, denen er am Körperbaue sehr ähnlich ist. Der Schnabel sieht gelblich grün aus, der Augenstern ist hellbraun. Die zwei Zoll hohen Beine haben nebst den Füßen, welche mit einer Schwimnhaut verbunden sind, eine safrangelbe Farbe. Das Gefieder des Kopfes und Halses erscheint in der Ferne samtschwarz; näher aber, und in der Sonne betrachtet, wirft es einen herrlich grünen Goldglanz von sich. Der ganze Leib ist mit rostfarbenen, schwarzen und grauen Federn besetzt, die oft mit purpurroth glänzenden Farben eingefast sind, und über welche weiße Querlinien laufen.

Aufenthalt der wilden Anten.

Die wilden Anten bewohnen sumpfige Gegenden, Seen, Flüsse und Teiche, besonders solche, in deren Nähe Gesträuche und schattige Laubwälder stehen. Man

trifft sie in allen Ländern Europens, so auch in allen Provinzen des Osterreichischen Kaiserstaates, besonders in den sumpfigen Gegenden des Banats, von Slavonien, so auch in Asien und Amerika an. Sie bleiben den ganzen Sommer über Paarweise beysammen, brüten, und fliegen nicht weit von ihrem einmahl gewählten Aufenthalte. Im September und October treten mehrere Familien, Alte und Junge zusammen, und fliegen, um Futter zu suchen, schon etwas weiter herum. Im November streichen sie in großen Scharen von Hunderten und mehreren von einem Gewässer zum anderen. Sie ziehen nicht in fremde Länder, sondern suchen bey hartem Froste die offenen Waldbäche und Waldteiche, auf welchen man sie im strengsten Winter zahlreich sieht. Wenn sich eine Schar wilder Anten erhebt, welches meistens des Nachts geschieht, so hört man immer einen alten Anterich, oder auch eine Anten einzelne schnarrende Töne ausstoßen, wodurch sie vermuthlich die von der Gesellschaft Verfliegenen herbeyrufen.

Sie erheben sich etwas mühsam aus dem Wasser in die Luft, und scheinen überhaupt einen schweren Flug zu haben; dennoch kommen sie einem schnell aus den Augen. Sie sind äußerst scheue Vögel, denen man nur durch List und im Hinterhalte auf Schußweite nahe kommen kann. Wenn man sie überrascht, so stoßen sie dasselbe Geschrey aus, wie die zahmen Anten, deren Stimme überhaupt ganz die ihrige ist. Während des Fliegens verursachen sie mit ihren Schwingen ein ziemlich lautes Pfeifen.

Das Brüten der wilden Änten.

Anfangs März, wenn die Witterung schon gelinder wird, trennen sich die Änten, welche den Winter hindurch in Gesellschaft gelebt haben, vereinigen sich Paarweise, und fangen zu brüten an. Das Weibchen legt 10 bis 16 weißgrüne Eyer nach einander an einen einsamen Ort, nahe oder fern vom Wasser, in einen Binsenstrauch, in Schilf, in Heidekraut, oder selbst so gar auf hohen Weiden, Eichen und andern Bäumen in die von den Krähen und Ältern verlassenen Nester. In Zeit von 4 Wochen brütet das Weibchen die Eyer aus. Während dessen hält sich der treue Änterich immer in der Nähe des Nestes auf, bewacht das Weibchen, und löset es einige Stunden im Brüten ab. Die Jungen werden von dem Vater eben so zärtlich wie von der Mutter geliebt, ausgeführt und beschützt. Es sind sehr artige Thierchen, welche, so bald sie dem Eye entschlüpft sind, aus dem Neste laufen, und sich mit den Ältern nach dem Wasser begeben. Hier ergehen sie sich mit Schwimmen, Untertauchen, und spielen mit einander. Diejenigen, welche auf Bäumen ausgebreitet worden sind, werden von den Ältern mit dem Schnabel nach dem Wasser getragen. Steht aber der Ast, auf welchem sich das Nest befindet, über dem Wasser, so stürzen die Ältern die Brut so gleich hinunter.

Wenn man junge wilde Änten fängt, so lassen sie sich zähmen; aber sie behalten immer einen gewissen Grad von Wildheit, so auch jene, welche aus Ethern, die man den wilden Änten wegnimmt, durch zahme Änten ausgebrütet werden. So lange ihnen die Flügel

noch nicht gewachsen sind, halten sie sich, wie zahme junge Anten zu den Alten; so bald sie aber fliegen können, und aufgeschreckt werden, entfernen sie sich, und kommen selten zurück. Hören sie im Herbst die Stimmen ihrer herumstreifenden wilden Brüder, so sind sie auch nicht zu erhalten. Man muß ihnen daher die Flügel verschneiden oder lähmen, wenn sie nicht fortfliegen sollen.

Nahrung der wilden Anten.

Die Nahrung der wilden Anten besteht ungefähr in dem, was die zahmen fressen, nämlich in allerley Getreidkörnern, die sie zur Saatzeit in der Abenddämmerung, oder zur Erntezeit, wenn sie keinen Menschen auf dem Felde wahrnehmen, aufzulesen pflegen; ferner in verschiedenen Wasserpflanzen, z. B. dem so genannten Antengries, in Würmern, Insecten, Fischen und deren Laich, Fröschen, deren Eiern und Larven, in Eidechsen u. s. w. Die wilde Antente durchsucht mit ihrem Schnabel die Pflügen und Moräste, und schnattert im Schlamm herum, um diejenigen Theile heraus zu fischen, die ihr nur einiger Maßen Nahrung geben.

Anten = Jagd.

Der wilden Antente bemächtigt man sich todt oder lebendig auf mancherley Art. Mit dem Schusse kann man ihnen, da sie scheu sind, nur hinter dem Winde, oder auf dem Anstande im Fluge beykommen. Lebendig fängt man sie mit Hahnen, Netzen und Angeln. In

Ost-Indien, China und andern Gegenden von Asien ist der Antenfang sehr belustigend. Man stülpt sich einen großen, ausgehöhlten Kürbis über den Kopf, welcher da, wo die Augen liegen, zwey Löcher zum Durchschauen bekommt. So verummumt geht man bis an den Kopf ins Wasser, wo Anten sich aufhalten, und streicht darin nach der Gegend hin, wo man einige erblickt. Die Anten lassen sich durch den scheinbar schwimmenden Kürbis nicht stören; sie schwimmen vielmehr herbey, um zu sehen, was es sey. Der Anten-Fänger aber ergreift, wenn sie ihm nahe genug sind, eine nach der andern schnell bey den Beinen, zieht sie ganz still unter Wasser, dreht ihnen den Hals um, und steckt sie in einen Sack, den er an seinem Gürtel befestiget hat.

Anten-Fang bey Kopschan auf der k. k. Familien-Herrschaft Solitsch in Hungarn.

Man richtet auch an Teichen und Seen einen eigenen Antenheerd, um die wilden Anten in großer Menge zu fangen. Eine solche Anlage ist bey Kopschan auf der k. k. Familien-Herrschaft Solitsch auf Befehl Ihrer k. k. Majestäten, des hochseligen Kaisers Franz und der Kaiserinn Maria Theresia, der Groß-Ältern unsers geliebten Monarchen, schon vorlängst gemacht worden. Die Gegend umher am March-Flusse ist morastig und mit Schilf und Gesträuchen bewachsen. In einer geringen Entfernung von diesem Flusse befindet sich ein sehr schöner, ebener Wiesenplatz. Ein Theil desselben ist in Gestalt eines sehr großen Viereckes, mit einem hoch aufgeworfenen Graben umgeben. An diesem Graben

sind dicht neben einander Weidenbäume gepflanzt, welche sehr üppig wachsen, und einen schönen Schatten verbreiten. In der Mitte dieses Viereckes ist ein nicht gar zu tiefer Teich gegraben, welcher einen Canal zum Zuflusse des Wassers, und einen zum Ablauf desselben hat, und jährlich im Frühjahre gereiniget werden muß. Dieser Teich bildet ein länglichtes Viereck. In jedem Winkel desselben ist wieder ein Canal angebracht, der sich halbmondförmig um die schmälern Ufer des Teiches herum zieht, und sich auf dem mit schönem Gras bedeckten Wiesboden verliert. Alle diese Canäle sind mit Netzen überspannt, welche gegen das Ende immer enger werden, und sich endlich in einen Sack endigen, der auf dem Boden ruhet.

Der Teich selbst ist mit einer hohen Wand von Rohr umgeben. An den vier Ecken des Teiches stehen drey bis vier Rohrwände schräg, daß der Anten-Fänger wohl auf den Canal sehen, die auf dem Teiche sich befindlichen Anten ihn aber nicht bemerken können. Von der Rohrwand bis zu dem Teiche ist noch ein Klafterbreiter Raum, mit Gras bewachsen, auf welchen sich die Anten gern bey warmem Sonnenschein hinsetzen und schlafen, oder sich sonnen.

Lock = Anten.

Der Anten-Fänger richtet sich eine Anzahl einheimischer Anten, welche die Farbe der Wild-Anten haben, und auch eine oder zwey weiße Anten als Lockvögel ab. Die weißen hat er, daß er weiß, wenn die einheimischen Anten sich unter die wilden mengen, wo sich die feinigern befinden. Noch hat er ein kleines röthliches

Hündchen, einem Fuchse ähnlich, welches so abgerichtet ist, daß es über die bey den Gardinen angebrachten kleinen Rohrstaffeln hin und her springt, und auch wohl an den Rohrwänden hinabläuft, um die auf dem Rasen am Ufer sitzenden Wild-Änten in das Wasser zu jagen. Auch von einheimischen müssen sie in den Teich gehohlet werden; denn so bald diese in der Morgendämmerung dort zu schnattern anfangen, eilen die Wild-Änten Scharenweise dahin, und glauben einen sichern Ort für ihren Aufenthalt bey Tage zu finden. Denn nur in der Abenddämmerung fliegen sie zu ihrem Fraß auf die Felder, und in der Morgendämmerung suchen sie sich wieder einen sichern Ort für den Tag.

Änten-Fang.

Hat nun der Änten-Fänger alles zu seinem Fange bereitet, welcher gewöhnlich des Morgens oder Abends geschieht, so geht er mit seinem Hunde und einem Gehülfen in aller Stille zu dem Teiche, sieht bey einer kleinen Öffnung durch die Rohrwand, in welcher Gegend sich auf dem Teiche die meisten Wild-Änten befinden, und wo seine einheimischen sitzen. Nun begibt er sich auf die entgegengesetzte Ecke des Teiches zu dem Canale, und ruft mit einer kleinen Pfeife seine Änten. Diese schwimmen mit der größten Eilfertigkeit durch den Schwarm der Wild-Änten; diese rudern mit und hinten nach, und ehe sie sichs versehen, sind sie in dem Canale, über welchen ein Netz gespannt ist. Damit sie aber auf dasselbe nicht aufmerksam werden, beschäftigt der kleine Hund, den sie für einen Fuchs halten, hinten nach ihre Aufmerksamkeit mit Springen über die Rohrstaffeln.

Sind hinlänglich Wild-Änten in dem Canale, so tritt der Fänger durch die schrägen Wände hervor. Wie ihn die Wild-Änten erblicken, so eilen sie mit der größten Hastigkeit vorwärts, bis sie am Ende des Netzes im Sacke wie in einem Klumpen beysammen sind. Hier werden den armen Änten, einer nach der andern, die Hälse gebrochen, und sie werden von dem Gehülffen auf die Seite geschafft. Die Wild-Änten, welche noch auf dem Teiche sich befinden, wissen und erfahren nichts, wo ihre Gesellschafter hingekommen sind, und bald trifft sie dasselbe Loos.

Den einheimischen Änten wird indessen etwas Gerste in den Canal geworfen, die sie begierig auffressen. Nun stellt sich der Fänger zu dem entgegen gesetzten Canale, pfeift, und seine Änten bringen wieder eine Menge wilder hinein, die das nähmliche Schicksal erfahren.

Nicht selten sitzen auf diesem Teiche tausend und mehrere Stücke in der behaglichen Ruhe, und ahnen nicht, was ihnen bevorsteht. Man könnte sie an einem Tage vielleicht alle fangen, aber man thut es nicht, damit die übrig gebliebenen wieder ausfliegen, und alle Morgen neue mitbringen. Nur darf eine ziemliche Strecke rund herum nicht gejagt, nicht geschossen, auch dürfen kein Hornvieh und keine Schafherden in die Nähe gelassen, und es muß überhaupt alles Geräusch sorgfältig vermieden werden, welches die Änten an ihrem ruhigen Aufenthalte bey Tage stören würde.

Dieser Äntenfang wird in den Monathen September, October, November, auch wohl noch im December angestellt, und ist so ergiebig, daß alljährlich bey 17,000 dieser Thiere gefangen werden.

Ein verwildeter Hund.

Kein Thier ist dem Menschen anhänglicher und getreuer als der Hund. Er ist sein Begleiter bey Tag und Nacht, er beschützt seine Person und sein Eigenthum, und läßt selbst sein Leben für ihn. In der Gesellschaft seines Herren ist der Hund am frohesten, und gibt seine Freude über die Ankunft desselben, wenn er kurze oder längere Zeit abwesend war, durch ein freundliches Entgegenkommen, durch possierliche Sprünge, durch frohes Bellen und dergleichen zu erkennen. So sehr der Hund die Gesellschaft des Menschen liebt, so hat man doch Beyspiele, daß er ganz menschenscheu wird, wenn man ihn auf längere Zeit von allem Umgange mit Menschen entfernt.

So haben muthwillige Französische Soldaten bey ihrer Anwesenheit in Wien im Jahre 1809 einen aufgefundenen Hund in den Haupt-Canal in der Vorstadt **Wieden** in der Gegend der Paulaner-Kirche geworfen. Diese Canäle sind unterirdische gedeckte Gänge, in welche das Wasser und der Unrath von den Häusern läuft, und durch welche er in dieser Vorstadt in den Fluß **Wien** geführt wird. In einer gewissen Entfernung sind sie

mit eisernen Gittern versehen, durch welche das Regenwasser in dieselben abläuft, und wo man auch, um sie zu reinigen, in dieselben hinabsteigen kann. Durch diese Öffnung wurde der Hund von den gefühllosen Soldaten in den Canal geworfen, und mußte dort bleiben, weil das Gitter geschlossen wurde.

Der Hund lebte dort ganz einsam länger als sechs Jahre, und nährte sich von dem, was er in dem Unrathe Genießbares finden konnte, und wahrscheinlich auch von Ratten, die sich zahlreich dort aufhalten. Dabey entwöhnte er sich aber ganz von dem Umgange mit Menschen, und verlor vollends das Gesellige und Einschmeichelnde, was sonst allen Hunden eigen ist. Wenn er zum Beispiele auf seinen einsamen Wanderungen in diesen unterirdischen Gängen zufällig bey einer Öffnung, welche durch das Gitter verschlossen ist, vorbeý lief, und eben Menschen dort standen, oder vorüber gingen, so verließ er in aller Geschwindigkeit diese Gegend, bellte feindselig, und flüchtete sich in ein entfernteres, einsames Ort, wo er von Menschen nicht gestört wurde. Dieses konnte man aus dem dumpfen Laute des Bellens, der immer schwächer wurde, je weiter er sich entfernte, leicht abnehmen. Wenn man diesen Hund in seinem finstern Aufenthalte bellen hörte, so versammelten sich gewöhnlich bey den Gitter-Öffnungen neugierige Menschen, welche aus Mitleid diesem Hunde Brot, Fleisch und dergleichen hinabwarfen. Aber auch dieses konnte ihn nicht bewegen, daß er herzu kam, und es aufzehrte, so menschenscheu war er schon durch den langen Aufenthalt in diesem einsamen, finstern Orte geworden.

N e b e l

Die Erde und Gewässer verdampfen wässerige Theile. Wenn sich dieselben in der untern Gegend der Luft aufhalten, und sich verdicken, so machen sie die Luft undurchsichtig. Dann sind wir mit einem Nebel umgeben. Der Nebel ist wässerig; denn wenn man in demselben geht, so werden die Kleider davon so feucht, als wenn man in einem kleinen Regen gegangen wäre.

Da der Nebel aus wässerigen Dünsten bestehet, so sollte er weder Geruch noch Geschmack haben, weil auch das reine Wasser keinen Geruch und Geschmack hat. Gleichwohl ist er sehr oft mit schwefeligen und andern, der menschlichen Gesundheit schädlichen Dünsten, vermischt. Und daher kommt es, daß er oft nach Schwefel oder verfaulten Körpern riecht, und wenn er mehrere Wochen lang anhält, gefährliche Krankheiten verursacht.

Wie entsteht der Nebel?

Die gewöhnlichste Ursache der Entstehung der Nebel ist die auf Erwärmung erfolgende Erkältung der

Luft. Daher sehen wir hier zu Lande im Herbst so viele Nebel, weil in dieser Jahreszeit die Tage oft noch warm, die Nächte hingegen kalt sind. Auch im Winter zeigen sich Nebel. Damahls ist der Erdboden sehr kalt. Die Dünste bewegen sich immer gegen den kälteren Ort; dieser ist die unterste Luftgegend, und so schweben sie nahe an der Erde, und bilden den Nebel. Im Sommer aber wird die Erde von den Sonnenstrahlen stark erwärmet, und die obere Luftgegend ist kalt. Daher müssen die Dünste in die Luft hoch empor steigen, und in dieser oberen Gegend als Wolken hängen bleiben.

Warum zeigen sich die Nebel gewöhnlich des Morgens und Abends?

Hieraus ist auch begreiflich, warum man den Nebel besonders des Morgens und des Abends wahrnimmt. Von den Sonnenstrahlen wird des Morgens die obere Luft eher erwärmt als die Erde, und die untere Luftgegend an derselben. So bald dieses geschieht, müssen sich die Dünste gegen den Erdboden als den kälteren Ort bewegen, und es entsteht alsdamm ein Nebel. Aus eben der Ursache wird er auch gemeiniglich des Abends wahrgenommen. Denn auch nach dem Untergange der Sonne wird noch die obere Luftgegend erleuchtet und erwärmet, wenn die unterste Luftgegend von den Sonnenstrahlen nicht mehr erreicht wird; die Dünste müssen sich also abermahls aus dem obersten Theile der Luft nach der untersten Luftgegend bewegen, und einen Nebel verursachen.

Wie vergeht der Nebel?

Wird des Morgens der Erdboden und die ihn umgebende Luft von der aufsteigenden Sonne wieder erwärmt, so wird dadurch auch der Nebel zerstört. Oft bewirken Umstände, daß die Luft in den oberen Gegenden schwerer wird, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten; in diesem Falle verzieht sich der Nebel aus unserer Nähe, er steigt in die Höhe, bildet Wolken, und es erfolgt dann oft Regen; da hingegen heiteres Wetter entsteht, wenn der Nebel gleich in tropfbarer Flüssigkeit niederfiel, ohne erst in die Höhe zu steigen.

Wo gibt es viele Nebel?

Niedrige, feuchte Gegenden, Sümpfe, Flüsse und Seen erzeugen die meisten Nebel, weil sie stärker ausdünsten; so ist auch der Nebel in großen, an Flüssen gelegenen Städten, wo sehr viele Menschen beisammen wohnen, und daher die Ausdünstung sehr groß ist, etwas Gewöhnliches. Dieses fühlen wir in Wien. Wenn das flache Land rings um die Hauptstadt heiter ist, und die Sonne ihre erwärmenden Strahlen sendet, so ist oft Wien noch in einen dichten Nebel eingehüllt, welches an den Frühlings- und Herbst-Morgen, von den Bergen in der Nähe der Hauptstadt betrachtet, ein herrliches Schauspiel gibt.

Selbst im Sommer ist Wien des Morgens mit Dünsten umgeben, die sich heben, wie der Erdboden von der Sonne mehr erwärmet wird. Um zehn Uhr an einem heiteren Tage verschwinden diese Dünste. Die Win-

zer in der Umgegend, die auf dem Kahlenberge und Bisamberge ihre Weingärten bearbeiten, erkennen aus diesem Verschwinden der Dünste um die Hauptstadt die Stunde, und sie schicken, wenn der Adler auf dem Stephans-Thurme in den Strahlen der Sonne glänzt, ihre Weiber nach Hause, daß sie das Mittagsmahl bereiten; denn damahls ist es zehn Uhr.

Diese Dünste und Nebel, welche die Hauptstadt umgeben, würden der Gesundheit nachtheilig seyn, wenn nicht durch die Nähe der Berge fast täglich Winde entstünden, welche den Luftwechsel befördern, und die Luft von schädlichen Dünsten befreieten. So lästig uns der Wind oft wird, indem er uns Staub und feinen Kies sand in die Augen wirft, so ist er doch eine wahre Wohlthat Gottes, für welche wir nicht genug danken können.

Dichter Nebel in Wien.

Herrscht mehrere Tage Windstille, so stellen sich gewiß Nebel ein. Dieses erfuhren wir im December 1815 und Jänner 1816, wo es fast an jedem Tage des Morgens und Abends sehr nebelig war, und wobey die Gesundheit vieler Menschen litt. Oft erlangt der Nebel eine ungewöhnliche Dichtigkeit, daß man kaum etliche Schritte weit sehen kann. So fiel am 3. Jänner 1817 Nachmittags um zwey Uhr in Wien ein Nebel, der immer dichter und undurchsichtiger wurde. Um drey Uhr konnte man auf zehn Schritte keinen Menschen, keinen Wagen, keinen Baum mehr wahrnehmen. Mit der Dämmerung verlor man alle Aussicht, und als es vollends Nacht wurde, sah man nichts vor sich. Men-

sehen und Wagen kamen an einander; da war ein un-
 aufhörliches Rufen und Schreyen, daß man ausweichen
 sollte. Die Lichter in den Laternen, welche die Stra-
 ßen beleuchten sollten, erschienen wie kleine Sterne in
 Wolken, und konnten durch den Nebel kein Licht ver-
 breiten. Jeder ging aufs Gerathewohl seinen Schritt
 fort, und tappte im Finstern herum; viele kamen von
 ihrem Wege ab, und wußten sich nicht zurecht zu fin-
 den. Manche fragten um Gassen und Häuser und um
 den Weg dahin, welche sie blindlings finden sollten. Ei-
 ner stürzte in den Wiener-Canal, und fand dort den
 Tod. Nach acht Uhr Abends verschwand der Nebel bey
 Scheine des Vollmondes.

Dichter Nebel in Klagenfurt.

Ein noch dichter Nebel fiel am Abende des 14.
 Decembers 1814 in Klagenfurt, der Hauptstadt von
 Kärnthen, welche wegen ihrer Lage in der Nähe des
 Werther-Sees und der Sümpfe, die sich zwischen
 diesem und der Stadt befinden, häufigen Nebeln aus-
 gesetzt ist.

Die Mittagsstunden dieses Tages waren heiter;
 aber um zwey Uhr Nachmittags kam der Nebel, und
 bis um sechs Uhr Abends hatte er sich zu einer Dichte
 und Undurchdringlichkeit angeschichtet, daß man um sich
 gar nichts sehen konnte. Obwohl die Gassen und Plätze
 der Stadt durch die Laternen beleuchtet waren, so war
 es doch von sechs bis gegen acht Uhr unmöglich das Ge-
 ringste von einer Beleuchtung oder von dem brennenden
 Lichte in der Laterne zu entnehmen. Fast jeder verlor

seinen Weg. Ein Mann, der sehr gut alle Gassen, Plätze und Straßen kennt, verlor, ohne es zu bemerken, seine Richtung dergestalt, daß er, statt nach der Wiener-Gasse zu gehen, wohin er wollte, an ein ganz entgegen gesetztes Stadt-Thor kam. Dagegen stand ein anderer ganz nahe vor einer Laterne an einem ihm sehr wohl bekannten Plage, und war nicht im Stande, den Eingang in das nebenstehende Kaffeh-Haus zu finden, das nur wenige Schritte von ihm entfernt war.

Noch schlimmer ging es einem Kutscher, der seine Herrschaft in das Theater führen sollte. Mit zwey Laternen auf seinem Kutscher-Sitze versehen, verfuhr er sich so in dem Nebel, daß er in einer ganz andern Gegend vor dem Hauptthore des fürstlich Rosenbergschen Pallastes still hielt, und nicht weiter wußte. Ein zweyter Kutscher, der ebenfalls ins Theater fahren wollte, lud seine Herrschaft bey einer Kirche ab, in der Meinung, diese sey das Theater. Viele Beyspiele ähnlicher Art trugen sich zu, etliche sprangen in den Stadt-Canal, als sie sichern Weg zu gehen glaubten; doch bey so vielen Verirrungen ist kein Unglück geschehen.

S u n d s w u t h .

So lieb dem Menschen der Hund durch seine Treue und Anhänglichkeit ist, so großen Nutzen er in Bewachung des Eigenthums und auf der Jagd verschaffet, eben so verderblich wird er durch die schrecklichste aller Krankheiten, durch die Tollheit oder Wuth.

In diese Krankheit verfallen die Hunde durch sehr große Hitze oder Kälte, besonders bey sehr schneller Abwechselung derselben. Der Genuß des faulen, vermödderten Fleisches, Mangel des Getränkes oder des reinen Wassers, Würmer in den Eingeweiden, heftige Zahnschmerzen veranlassen diese Krankheit, und selbst das hohe Alter führt dieselbe herbey; daher es sehr anzurathen ist, daß man alle alten Hunde erschlage, und alles entferne und verhüte, was diese Krankheit herbey führen könnte. Durch den Biß eines tollten Hundes wird die Wuth den Menschen und Thieren mitgetheilt, und da wüthende Hunde immer andere ihres Geschlechtes auf Gassen und Straßen und in den Häusern antreffen, so verbreitet sich dieses Übel, wenn nicht gleich Vorkehrungen getroffen werden, oft über sehr viele Hunde in einer Gegend, welche ein nicht zu berechnendes Unheil

anrichten würden, wenn man sie nicht alsogleich tödtete. Zwar weicht jeder gesunde Hund dem tollen von fern aus, denn sein Geruch ist ihm unausstehlich; doch dieser fällt mit Ungestüm alles an, und viele können seinen Bissen nicht entrinnen.

Viele Leute glauben, ihre Hunde dadurch auf immer vor der Wuth zu bewahren, daß sie ihnen das Zungenband, welches sie den Tollwurm nennen, ausschneiden. Doch dieses nützt dem Hunde gar nichts; es schadet ihm vielmehr; denn jene Sehne dient zur schnelleren Bewegung der Zunge, und ist ihm zum bequemen Saufen nothwendig. Die Jäger brannten ehemals dem Hunde den Huberts-Schlüssel auf die Stirn, und glaubten dadurch der Wuth zuvor zu kommen, um so mehr, da sie den heiligen Hubert zum Schutz-Patrone der Jagd erwählt hatten. Doch auch diese abergläubige Gewohnheit schützt gegen die Wuth nicht im mindesten.

Kennzeichen der Wuth an dem Hunde.

Der Anfang der Wuth verräth sich bey dem Hunde durch eine gewisse Niedergeschlagenheit. Er sucht die Einsamkeit, flieht Speise und Trank, brummt und knurrt statt zu bellen, und scheint in einem Taumel zu seyn, der seine Schritte ungewiß macht. Fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn behält er noch immer eine gewisse Achtung und Liebe. Befindet sich der Hund in diesem bedenklichen Zustande, so ist es Zeit ihn zu tödten; denn der Ausbruch der Wuth ist nahe. Zwar ist sein Biß noch nicht tödtlich, aber immer schwerer zu heilen als jede andere Wunde.

Mit dem Fortschritte des Übels fängt der Hund an zu keuchen, die Zunge heraus zu strecken, zu schäumen, das Wasser zu scheuen. Im Gehen taumelt er, im Springen kommt er immer vom geraden Wege ab. Trübe und thränend ist sein Auge, bleyfarbig die Zunge. Er läuft zuweilen Meilenweit mit niedergesenktem Kopfe, hängenden Ohren und Schweif. So sieht der Hund bey der stillen oder laufenden Wuth aus, und ist besonders daran kennbar, daß er die Zunge heraus streckt, den Kopf senkt, und den Schweif zwischen die Hinterbeine hineinschlägt. Er fällt nicht leicht Menschen in seinem Laufe, sondern vorzüglich andere Hunde an. Da tolle Hunde immer gerade aus fortlaufen, so kann man ihnen sehr leicht ausweichen, wenn man nur auf die Seite geht. Wen er beißt, der wird von der Wuth angesteckt, so bald das Gift in das Blut kommt. Hat die Wuth des Hundes den höchsten Grad erreicht, so fällt er dahin und stirbt.

Gefährlicher ist die hitzige oder beißende Wuth. Der Hund hat dabey starre Augen, die wie Glas aussehen, er trägt den Schwanz hoch, und schäumt nur wenig. Er ist manchemahl so wenig wasserscheu, daß er durch Flüsse schwimmt. Alles, was ihm in diesem Zustande aufstößt, beißt er, es mögen Menschen oder Thiere seyn. Man muß ihn schnell erschießen, wenn er nicht allenthalben Unglück anrichten soll.

Vorsichts - Maßregeln.

Man hat im Osterreichischen Kaiserstaate ein sehr wachsames Auge auf die wüthende Hunden. Es werden

das ganze Jahr hindurch an gewissen Tagen alle herrenlose Hunde erschlagen. Als herrenlos werden alle diejenigen angesehen, welche ohne Halsband angetroffen werden. Hat sich ein wüthender Hund gezeigt, so setzt man demselben schnell nach, und tödtet ihn. Zu gleicher Zeit werden in dem Orte, wo man ihn angetroffen, und durch welchen er gezogen, alle Hunde erschlagen, weil es leicht geschehen seyn könnte, daß er diesen oder jenen gebissen hätte, und das Übel hierdurch, oder auch durch den Geifer, der ihm aus dem Maule läuft, sich fortpflanzen könnte. Man hat in diesem Falle nie der Vorsicht zu viel. Es ist besser, daß tausend Hunde aus zu vieler Vorsicht erschlagen werden, als daß ein einziger Mensch verunglückt.

Im Herbst 1815 hat ein toller Hund einige Personen in der Vorstadt Spitalberg in Wien, gebissen. Durch mehrere Wochen wurden alle Hunde getödtet, die man auf der Gasse antraf, wenn sie auch mit einem Halsbande versehen waren. In Dörfern, wo ein toller Hund gewüthet hat, werden alle Hunde bis auf den letzten, wenn sie auch an Ketten hängen, erschlagen und erschossen.

Diese Maßregel scheint vielen, die ihre Hunde sehr lieben, zu streng, und sie suchen sie durch allerley Vorwände, besonders aber dadurch, daß ihr Hund dem tollen Hunde nicht nahe gekommen sey, daß sie ihn nicht aus dem Zimmer, aus dem Hause gelassen, von dem Tode zu retten. Aber hier hilft keine Entschuldigung. Wenn auch dieser Hund nicht gebissen worden ist, so kann unter der Zahl der gebissenen Hunde doch einer oder der andere entlaufen seyn, oder sich verborgen haben, welcher den

Stoff zur Wuth in sich trägt, und so die Wuth weiter fortpflanzen könnte.

Wie gefährlich es sey, mit Schonung hier vorzugehen, beweisen nachfolgende Unglücks-Geschichten, welche sich in andern Ländern zugetragen haben, wo man nicht so strenge Mafregeln gegen die Hunde nimmt.

Ein toller Hund beißt Menschen und Thiere.

Im Sommer 1810 wurde der Hund eines Einwohners im fürstlich Neufischen Dorfe Krispendorf, von einem fremden, wüthenden Hunde gebissen. Jene, welche es sahen, meldeten es dem Eigenthümer des gebissenen Hundes, und forderten ihn auf, denselben zu tödten, damit er nicht toll werde, und Unglück anrichte. Allein dieser, der seinen Hund sehr lieb hatte, suchte seine Nachbarn durch die Versicherung zu beruhigen, daß der Biß eines tollen Hundes seinem Hunde nicht schade, indem ihm der Tollwurm genommen sey; daß derselbe auch schon vor einigen Jahren von einem tollen Hunde ohne Nachtheil gebissen worden sey. Eben so wenig achtete er auf die Warnungen anderer, die ihm die Gefahren vorstellten, welchen er sich und andere aussetzte, wenn er seinen Hund frey herum laufen ließe.

In diesem Dorfe ist kein gemeinschaftlicher Hirt, sondern jeder Einwohner läßt sein Vieh durch Kinder auf seinen Grundstücken hütten. Der Hund, welcher durch die unverzeihliche Nachsicht seines Herrn verschont geblieben war, wurde toll, und fiel unvermuthet einen von diesen Hirten grimmig an. Der Junge wich mit vieler

Gewandheit dem Hunde schnell aus, und kam mit blauen Flecken im Gesichte, nach welchem der Hund gefahren war, davon. Von ihm weg sprang das tolle Thier auf die beyden Ochsen, und verwundete sie an den Nasen. Von nun an wüthete der Hund schrecklich. Er lief von einer Vieh-Herde zur andern, und verwundete mehrere Stücke. Einen Bewohner des Dorfes biß er durch Stiefel und Strumpf in die Wade, und verwundete alle Hunde und Katzen, die er erreichen konnte. Nun erst wurde er todt geschossen. Der verwundete Mann wurde durch schnell und klug angewandte ärztliche Hülfe gerettet. Alles gebissene Vieh starb an der Wuth. Der Eigenthümer des tollen Hundes mußte diesen Schaden ersetzen. Alle Hunde und Katzen im Dorfe wurden augenblicklich getödtet, um größerm Unglücke vorzubeugen.

So großen Schaden richtete der eigensinnige Bauer durch unzeitige Liebe zu seinem verdächtigen Hunde an.

Ein Nachtwächter opfert seinen treuen Hund, weil er verdächtig ist.

Viel klüger gedacht und edler gehandelt hatte der Nachtwächter Sack von Krispendorf, ein Greis von 77 Jahren. Er hatte einen Hund, welcher bey seinem nächtlichen Geschäfte sein treuer Begleiter war, nie von seiner Seite wich, und bey dem geringsten Geräusche in der Stille der Nacht auf jede Gefahr ihn aufmerksam machte. Öfters hatte er an dem Hunde gerühmet, daß derselbe, so oft die Thurm-Uhr die Stunde ausschlug, durch Ziehen am Mantel und durch Kraken ihn aufwecke. Dieser sein treuer Gefährte, sein Liebling

und Beschützer war auch von dem tollen Hunde gebissen worden. Auf der Stelle führte ihn der Nachtwächter zum Abdecker, mit der Bitte, denselben zu tödten. Eine Thräne rollte dem Greise über die Wange, als er von seinem treuen Freunde Abschied nahm. Selbst der rohe Abdecker ward gerührt, und wollte ihm den Hund erhalten. Er schickte ihm denselben am folgenden Tage mit der Versicherung zurück, er habe dem Hunde den Tollwurm genommen, und nun sey die Wuth nicht mehr zu befürchten. Doch der brave Nachtwächter war nicht so leichtgläubig; er nahm nochmahls von seinem getreuen Hunde Abschied, und übergab ihn dem Tode mit den Worten: »Durch meinen Spiz und mich sollen weder Menschen noch Vieh verunglücken!«

Zweytes Unglück, das durch Schonung eines tollen Hundes entstanden ist.

Im Sommer 1811 bekam der Hund eines Gärtners zu Ulbersdorf in Sachsen, der frey herum lief, die Wuth. Die Nachbarn, welche die Zeichen der Tollheit an ihm bemerkt hatten, warnten und bathen den Herrn desselben, ihn zu tödten, oder wenigstens anzubinden, aber umsonst. Der Gärtner achtete den guten Rath nicht. Erst nachdem der Hund mehrere andere Hunde gebissen hatte, und in voller Wuth fortgelaufen war, wurde er todt geschlagen. Man achtete auch im Dorfe die Gefahr so wenig, daß man die übrigen Hunde, die gebissenen nicht ausgenommen, noch wie zuvor frey herum laufen ließ.

Unter andern war auch der Hund eines Bauers, Namens Johann Gottfried Hauswald gebissen worden. Bey diesem brach die Wuth in der Mitte des Monaths October aus, ohne daß der Besizer es bemerkt hatte. Er erfährt, daß sein Hund mehrere Hunde gebissen habe, und befiehlt seinem zehnjährigen Sohne, ihn anzubinden. Als dieser den Befehl seines Vaters vollziehen will, fährt ihm der Hund nach der Hand, weil er sie aber schnell zurück zog, streiften sie die Zähne nur, ohne sie zu ritzen oder zu verwunden.

Nun will der Vater den Hund an die Kette hängen; doch der wüthende Hund faßt ihn bey dem Ballen der rechten Hand, und beißt ihm vier Löcher. Erst dann wurde der Hund, und auch alle andern verdächtigen im Dorfe getödtet.

Statt an einen verständigen Arzt wendete sich der Verwundete an einen Mann zu Burkau in der Ober-Lausitz, der ein Mittel gegen die Wuth zu besitzen vorgab. Doch dasselbe wirkte nichts. Der Mann bekam die Wasser-Scheu, und starb unter großen Beängstigungen. Er hinterließ eine Witwe und sieben noch unversorgte Kinder. — Wäre dieses Unglück entstanden, wenn der Gärtner seinen Hund gleich getödtet, und wenn man die Hunde im Dorfe weniger geschont hätte?

Die Wuth theilt sich leicht mit.

Die ganze Natur hat kein so fürchterliches Gift, als jenes der Wuth. Durch den leichtesten Biß, ja durch den Speichel und die Werkzeuge, womit der wüthende

Hund erschlagen worden, theilt es sich mit. Ein Schneider nähete das Loch zu, welches ein toller Hund in einen Mantel gebissen hatte, biß den Zwirn mit den Zähnen ab, und drückte mit denselben die Naht gleich. Er wurde nach einiger Zeit wüthend.

In der Mitte November 1815 wurde in Wien eine bejahrte Frau, ohne gebissen zu seyn, von der Hundswuth befallen, woran sie auch starb. Ein kleines Lieblings-Hündchen, welches sie gewöhnlich im Bette hatte, erkrankte einige Wochen vorher, und wurde, der Wuth verdächtig, erschlagen. Dieses hatte ihr das Wuthgift durch Lecken mitgetheilt.

Ein Schwertfeger schmiedete das Eisen des Degens, mit welchem ein toller Hund erstochen worden war, und wurde krank.

Die Äßer der tollen Thiere müssen tief verscharrret werden, um alle Ansteckung zu vermeiden. Die Wände von den Zimmern müssen abgekrast werden, in welchen Menschen gewohnt haben, die mit der Wuth befallen worden sind, und der Arzt, der sie behandelt hat, muß seine Kleider, die er beym Besuche derselben getragen hatte, verbrennen, welches auch mit dem Bette geschieht, in welchem die mit der Wuth Behafteten gelegen sind.

Oft bleibt das Wuthgift lange in dem Körper, ohne sich zu verrathen, und entwickelt sich spät, durch Umstände begünstiget. Gewöhnlich bricht aber die Wuth am neunten Tage aus. Daß die Wuth oft erst spät zum Ausbruche gelangt, beweisen folgende traurige Beispiele.

1. Ein Knabe, der von einem tollen Hunde gebissen worden ist, wird sehr spät von der Wuth befallen.

Am 15. September 1813 wurde das Söhnchen des Pastors Schulz zu Groß-Tschirne in Preussisch-Schlesien, kaum vier Jahre alt, von einem an der Kette liegenden Hunde in dem Hause des katholischen Pfarrers an einem Zeigefinger blutig gebissen. Das Kind war dem Hunde, weil es früher oft mit ihm spielte, nicht furchtsam ausgewichen, sondern dreist und ruhig vorübergegangen. Niemand hatte an dem Hunde das geringste Zeichen der stillen Wuth wahrgenommen; niemand fürchtete also auch anfänglich von dem Bisse des Hundes gefährliche Folgen. Das Kind aber hatte sich unglücklicher Weise das Blut, wie es bey Verwundungen so oft geschieht, aus dem Finger gesogen, und hierdurch — zur Warnung Aller sey es gesagt — den Grund zur Unheilbarkeit des Übels gelegt.

Zwar wurde der Arzt des Ortes nach einer Stunde gerufen, aber nur um eine gewöhnliche Bisswunde zu verbinden; ohne daß jemand etwas Übles besorgte. Erst einige Stunden später, da der Hund einen ihm sonst sehr bekannten Hausfreund des Pfarrers anfiel, kam man auf die Vermuthung, daß er toll seyn könnte. Nun erst wandte der Arzt die in solchen Fällen dienlichen Mittel an, und erhielt die Wunde durch sechs Wochen in Eiterung, und das Kind blieb bis zum 10. October 1814, also durch ein Jahr und 25 Tage völlig gesund. Man fürchtete gar nichts mehr, als plötzlich, wider alles Erwarten, die Wasserscheu und endlich die Wuth ein-

trat, und der arme Knabe nach 34 quallvollen Stunden zum unaussprechlichen Schmerz seiner Aeltern und Freunde starb.

2. Ein Knabe wird am sechs und vierzigsten Tage nach dem Bisse von der Wuth befallen.

Ein armer, zehnjähriger Knabe, Namens Heinrich Rose aus Felsberg im Hessen-Kassel, hatte an einer Hausthür gestanden, um zu betteln. Plötzlich war ein fremder Hund zur Hinterthür des Hauses herein ihm entgegen gesprungen, und hatte dem Knaben, der nicht auswich, ein tiefes Loch in den Kopf gebissen. Da man nicht zweifelte, daß der Hund toll sey, ward er auf dem Fuße verfolgt, und zwey Stunden von Felsberg erlegt; auch sperrte man einen andern von ihm gebissenen Hund so gleich ein, der auch in der Folge wüthend und getödtet wurde. Der Knabe wurde von einem Wundarzte so gleich als ein von einem tollen Hunde Gebissener behandelt. Da man aber wochenlang keine Spur von Verstandes-Verwirrung an ihm bemerkte, ließ man ihn frey herum gehen; er war nur stiller, als sonst, doch übrigens dem Scheine nach ganz gesund, und bey guter Eßlust. Erst am sechs und vierzigsten Tage nach erhaltenem Bisse klagte er über Schmerzen im Halse, verschmähetete Arzeneyen so wie alles Essen und Trinken, und fing an, irre zu reden. In der folgenden Nacht wurde er immer unruhiger, drückte endlich den Kopf tief in das Stroh, auf welchem er lag, und ward stille. Als seine Pflegemutter ihn gegen Mor-

gen aufheben wollte, war er todt; dicker Schaum stand vor seinem Munde.

Trauriger Zustand eines von einem tollen Hunde Gebissenen.

Es gibt keinen schrecklicheren Zustand für den Menschen, als die Anfälle der Wuth. Schmerz an der verwundeten Stelle ist das, was der unglückliche Gebissene zuerst fühlt. Die Geschwulst verbreitet sich mit dem Schmerze immer weiter; träge werden die Muskeln, unterbrochen ist der Schlaf, und unwillkürliche Seufzer und Menschenscheu werden die Vorbothen einer fürchterlichen Zukunft. Mit dem Wachstume des Übels werden die Zufälle schrecklicher. Jetzt fühlt der Bedauernswürdige Herzens-Angst; gepreßt, von Seufzern unterbrochen, ist sein Athem, ein kalter Schweiß überläuft ihn, so bald er Wasser, oder einen glänzenden Körper ansichtig wird; ein Tropfen Feuchtigkeit, womit seine Lippen und Zunge berührt werden, vermehrt seine Angst, sein Zittern. Eine schwarze, zähe, gallige Feuchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm; die Fieberhize, das Irrededen nimmt zu. Doch sein Leidenmaß ist noch nicht voll; es steigt mit jeder Viertelstunde.

Der Unglückliche streckt die raube Zunge heraus, seine Stimme wird heischerer, das Gähnen stärker. Er lechzet vor Durst, und jede Feuchtigkeit, die man ihm nahe bringt, macht ihn wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel; er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz, ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen; er

Kämpft dagegen, und vermag doch nicht, den Dteiz zu überwinden.

Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen; eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte; er raset entsetzlich, und das zu einer Zeit, wo er in Zwischenräumen seiner ganz gegenwärtig ist, seinen erbärmlichen Zustand ganz fühlt, und die Herumstehenden bittet, sich von ihm zu entfernen, damit er sie durch Mittheilung der Wuth nicht unglücklich mache. Endlich kommt, und wer segnet dann nicht seine Ankunft, der Tod, der unter Krämpfen, Zuckungen und Engbrüstigkeit, gemeiniglich am vierten Tage vom Ausbruche des Übels an, dem Jammer ein Ende macht.

Was hat ein von einem tollen Hunde Gebissener zu thun.

Wenn jemand von einem wüthenden oder verdächtigen Hunde gebissen wird, so wende er sich augenblicklich an einen Arzt um Hülfe. Die Krankheit entsteht nicht gleich nach dem Bisse, und kann durch eine zweckmäßige Behandlung der Wunde, leicht abgewendet werden. Der gerufene Arzt muß in Hauptstädten dem Polizey-Bezirks-Arzte, auf dem Lande dem Kreis-Arzte so gleich von dem Verwundeten Nachricht geben, damit dieser so wohl die ganze Behandlung des Leidenden leite, als auch alle Ansteckungen verhindere.

Wenn in den ersten Augenblicken nach dem Bisse kein Arzt gegenwärtig ist, so muß man die Biß-Wunde so gleich mit scharfer Lauge oder mit Wasser und Salz immer fort auswaschen, und lange offen erhalten, da-

mit das Wuthgift herausgezogen und vertilgt werde. Auf Feldwegen, wo kein Wasser ist, kann Urin und Erde die nähmlichen Dienste thun. Die zweckmäßigsten Mittel, welche der Arzt anwendet, sind sehr tiefes Schröpfen an der Stelle, wo der Biß ist, und dann ein stark ziehendes Blasen-Pflaster auf die Schröpf-Wunde, Ausschneiden und Ausbrennen der Biß-Wunde, lange unterhaltenes Eitern derselben, innerlicher Gebrauch der Maywurms-Latwerge, auch der gepulverten Belladonna-Wurzel u. s. w.

Da durch eine solche ärztliche Behandlung die Biß-Wunde vergrößert wird, und die gemeinen Leute noch häufig das Vorurtheil haben, daß die Ärzte vorsätzlich die Krankheit verschlimmern, die Wundärzte die Wunden schneiden und erweitern, um größere Cur-Kosten zu beziehen, so will ihnen das Vorgehen der Ärzte mit Schröpfen, Schneiden und Brennen der Biß-Wunde gar nicht gefallen; sie verheimlichen oft den Biß eines verdächtigen Hundes, suchen bey alten Weibern, Schäfern, Abdeckern Hülfe, vereiteln hierdurch die wohlthätigen Gesundheits-Anstalten des Landes-Fürsten und stürzen sich und andere ins größte Unglück. Zu spät suchen sie oft die vorgeschriebene Hülfe, wo keine Rettung mehr ist.

Drey Kinder werden von der Wuth befallen.

So unglücklich machte ein Bauer von Strebersdorf in Osterreich seine drey Kinder. Ein toller Hund biß alle drey, als sie im Hofe spielten. Statt bey dem Kreis-

Arzte, der nur fünf Viertelstunden Weges von dem Orte entfernt war, und den der Besitzer des Dorfes, der Kreis-Hauptmann selbst, schnell gerufen hätte, Hülfe zu suchen, wurde die ganze Sache verheimlicht, und der Bauer wandte sich an den Hirten in Langen-Engersdorf, der den Kindern Zettelchen, welche mit einigen Worten beschrieben waren, gegen die Wuth eingab.

Am achten Tage wurden alle drey Knaben krank, und am neunten brach die Wuth bey allen aus. Die Mutter fand sie in diesem kläglichen Zustande, als sie von der Feldarbeit nach Hause kam. Sie hatten sich in den Schweinstall verkrochen. Sie schäumten, knirschten mit den Zähnen, zitterten am ganzen Leibe, bathen in ruhigen Augenblicken flehentlich um Hülfe, klagten über brennenden Durst, fielen beym Anblick des Wassers in Zuckungen, und raseten auf eine gräßliche Art.

Ich selbst war Zeuge dieses schrecklichen Zustandes, vor dem ich zurück schauderte. Jetzt erst wurde der Arzt gerufen. Es war keine Rettung für sie; der Tod machte ihrem Leiden ein Ende. Diese Trauer-Geschichte hat sich um das Jahr 1796 zugetragen.

Man mache sich mit einem fremden Hunde nichts zu thun.

Kinder sind überhaupt den Hunden gut. Sie schmeicheln jedem, wenn sie ihn auch nicht kennen, streicheln ihn, fassen ihn an, und was noch ärger ist, necken ihn oft. Sie setzen sich dadurch großer Gefahr aus, weil er beißig seyn kann, und schon die meisten Hunde gegen

Fremde immer mürrisch sind. Manche wagen es sogar, kleine Hunde aufzufangen, und bedenken nicht, welchen Schaden sie nehmen können, wie nachfolgende Geschichte beweiset.

Der Schneidermeister Bock von Leobendorf in Oesterreich, sah auf einem Feldwege ein allerliebstes kleines Hündchen daher kommen. Er hielt es für herrenlos, und fing es auf. Das kleine Thier biß ihn in den Finger, dessen ungeachtet ließ er es nicht los, und trug es nach Hause. Da zeigte es sich nun, daß das Hündchen toll sey, und es wurde augenblicklich getödtet und tief verscharrt. Der Schneidermeister suchte zur rechten Zeit Hülfe, und wurde durch angewandte Mittel vor der Wuth bewahret, und erzählte diese Geschichte allenthalben, um Groß und Klein zu warnen, daß sie sich mit fremden unbekanntem Hunden nichts zu schaffen machen sollen.

Man traue den noch so sehr gerühmten Hausmitteln gegen die Wuth nicht.

Es werden manche Mittel, die Familien als ein Geheimniß bewahren, als untrüglich gegen die Wuth gerühmt. Sie haben in manchen Fällen geholfen, aber es ist immer räthlicher, sich der gegen die Wuth vorgeschriebenen ärztlichen Behandlung ganz zu überlassen, wie folgende Thatsache beweiset.

Im October 1814 hatte in dem Dorfe Meidling, nahe bey Wien, ein toller Hund mehrere Menschen gebissen, und kam einem Hausknechte entgegen. Dieser,

unerschrocken und kräftig, faßte ihn mit starker Hand; der Hund wehrte sich wüthend, aber er wurde gebändigt und auf der Stelle erwürgt. Der Hausknecht, der ihn nicht für toll hielt, erhielt im Kampfe nur eine kleine Verletzung am Augensiede, die er nicht achtete. Doch wurde er auf obrigkeitlichem Befehl mit den übrigen Gebissenen ins allgemeine Krankenhaus nach Wien gebracht.

Bey ihm wurde das so genannte Schwarzenbergische Arcanum gegen die Wuth, welches in großem Rufe steht, so wohl innerlich als äußerlich angewandt. Die Wunde heilte, der Patient befand sich wohl; doch wurde er aus Vorsicht im Spitale behalten. Nach etwa vier Wochen ward er unruhig, es zeigte sich eine neue Entzündung an der verwundeten Stelle, und auch Spuren von Wasserscheu.

Nun wurde er in die für solche Kranke bestimmte Zimmer gebracht. Er hatte leichte Anfälle von der Wuth, doch sprach er noch immer vernünftig. Er selbst war frey von aller Besorgniß; denn er blieb fest bey der Meinung, daß der Hund nicht wüthend gewesen war. Doch das Übel verschlimmerte sich augenscheinlich, und in der Nacht vom 23. auf den 24. November, früh um drey Uhr, brach die Wuth fürchterlich aus. Er stieß die Thüren ein, schlug seine Wärter in die Flucht, und tobte und rasete. Nur gegen die Wärterinn war er sanft. Sie gibt ihm gute Worte, schleicht sich unter dem Vorwande, ein anderes Geschäft zu verrichten, fortruft andere zu Hülfe. Diese bändigten und hielten den Wüthenden fest, und so lag er einige Stunden, bis er sei-

nen Geist aufgab. Die übrigen Gebissenen wurden auf die gewöhnliche Art von den Ärzten behandelt, und man spürte keine üblen Folgen des Bisses.

Zweytes Beyspiel.

In dem nämlichen Monathe October 1814 hatte ein Metzgerknecht in Berlin das Unglück, von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Vernünftige Leute riethen ihm, sich also gleich einem einsichtsvollen Arzte anzuvertrauen, oder sich ins Spital zu begeben, um dort behandelt zu werden. Doch jemand rühmte ihm ein Hausmittel, durch welches, wie derselbe vorgab, schon mehrere Menschen vor der Wuth bewahret worden seyn, und welches daher untrüglich wäre. Gemeine Leute fürchten gewöhnlich bey Verwundungen die ärztliche Behandlung, weil die Ärzte, wie sie meinen, mehr als nöthig, an der Wunde schneiden und brennen, und dieselbe vorsätzlich vergrößern. Bey der Wunde durch den Biß eines tollen Hundes muß freylich die Wunde geschnitten und geschrópft werden, um das Gift aus dem verwundeten Theile zu schaffen; aber dieses geschieht nie mehr als es nöthig ist.

Der Metzgerknecht war froh, daß er von einem so untrüglichen Mittel Kunde erhalten hatte, und dadurch den Händen der Ärzte entgehen könnte. Er begab sich zu dem Manne, der das Arcanum besaß, und bath ihn um Hülfe. Dieser fing seine Cur mit ihm an.

Über drey Wochen befand sich der Bursche bey dieser Behandlung gut, und nicht das geringste Anzeichen der Wuth stellte sich ein; er war sogar bey munterer Laune

und vollen Kräften. Doch in der vierten Woche fühlte er eine Niedergeschlagenheit und Kraftlosigkeit, und ein Paar Tage später brach die fürchterliche Wuth aus. Der Unglückliche wurde nun ins Spital gebracht; es gab keine Rettung mehr für ihn; er starb zu Ende der vierten Woche unter den gräßlichsten Anfällen der Wuth.

Die Ober-Polizien von Berlin hat diesen unglücklichen Vorfall öffentlich bekannt gemacht, und die Einwohner dieser Hauptstadt angelegentlich gewarnet, bey jeder durch den Biß eines tollen Hundes erfolgten Verletzung, bey niemanden anderm, als bey einem geprüften Arzte Hülfe zu suchen.

Großmuth des Kaisers Leopold II.

Kaiser Leopold II., der Vater unsers allgeliebten Kaisers Franz, war ein Monarch von großer Herzens-Güte, der nur auf den Thron erhoben zu seyn schien, um Glück unter alle Classen seiner Unterthanen zu verbreiten. Zu kurze Zeit hatte er die Kaiser-Krone getragen, ein zu früher Tod raffte ihn hinweg, als daß alle Unterthanen des großen Kaiserstaates die Wohlthat seiner Regierung hätten fühlen können; aber im Großherzogthume Toscana, in welchem er zehn Jahre regierte, segneten alle Stände seine väterlichen Bemühungen um das Wohl der Unterthanen. Er verminderte die Auflagen, vereinfachte die bürgerlichen Gesetze, minderte die peinlichen, so daß während seiner Regierung kein Blut auf dem Schafotte floß. Er unterstützte mit freygebiger Hand alle wohlthätigen Anstalten, und seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf die mündesten Spitäler und Armenhäuser.

Da er, um mehr wohlthätig an der leidenden Menschheit seyn zu können, eine weise Sparsamkeit bey Hofe einführte, stellte ihm einer seiner Minister vor,

daß er leicht einen Theil seiner Dienerschaft entbehren, und hierdurch viele Ausgaben ersparen könnte. Doch der weise Monarch antwortete ihm: »Ich glaube wohl, daß ich sie leicht entbehren kann; aber, werden sie wohl mich entbehren können?« Der Minister trat beschämt zurück.

Standhaftigkeit eines Richters.

Als einst Kaiser Carl V. von Antwerpen nach Brüssel in die Niederlande fuhr, zertraten seine Pferde, oder jene von den Wagen seines Gefolges, ein Schaf, daß es auf der Stelle todt liegen blieb. Der Hirt, von dessen Herde das Schaf war, und von dem es auch der Eigenthümer, der es ihm zur Huth anvertraut hatte, mit Recht fordern konnte, rief vergebens den Fahrenden nach, daß man ihm den Schaden ersetzen sollte. Niemand hörte auf sein Begehren. Der Hirt war trostlos über diesen Verlust, und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er Klage bey dem Richter anbrachte, und ihn bath, daß er ihm zu einer Entschädigung verhelfen sollte. Der Richter that den Ausspruch, daß dem Hirten das Schaf von jenem, der es überfahren hatte, bezahlt oder ersetzt werden sollte, und schrieb deswegen an den Hof des Kaisers.

Vielen am Hofe mißfiel der Ausspruch des strengen Richters, und sie hielten ihn für eine grobe Beleidigung. Man schrieb dem Richter zurück, wie er es habe wagen können, gegen den Monarchen und dessen Gefolge einen solchen Ausspruch zu thun, ob er denn das Ansehen des Fürsten, dem die halbe Welt gehorche, für nichts rechne?

Der furchtlose Richter schrieb zurück: »Ich unterwerfe mich in Allem meinem geliebten Fürsten, was ihm gebührt, aber in Sachen der Gerechtigkeit fürchte ich Gott allein. Der weise Monarch hat mich auf den Richterstuhl erhoben, damit ich nach bestem Wissen und Gewissen, nach strengem Rechte entscheide.«

Diese unbestechliche Standhaftigkeit gefiel dem hochherzigen Kaiser ungemein; er bestätigte das Urtheil wegen des Schaden-Ersatzes, und rief den Richter nach Hofe, schenkte ihm sein ungetheiltes Zutrauen, wollte ihn immer um sich haben, und gebrauchte ihn nachher immer bey den wichtigsten Angelegenheiten als einen verlässlichen Mann von unbezwingbarer Standhaftigkeit.

Wunderbare Rettung aus der Wasser- gefahr.

Bei der verheerenden Überschwemmung in Ungarn zu Ende Augusts 1813, wo Meilen breites Land in einen unübersehbaren See verwandelt, Dörfer und Flecken weggespült, Menschen und Thiere in den Fluthen begraben wurden, sind mehrere Menschen wie durch ein Wunder der Vorsehung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr gerettet worden. Hiervon einige Beispiele.

1. Ein Hirt mit seinem Sohne wird durch einen vom Wasser zugeführten Kahn gerettet.

Auf einer zu dem bischöflichen Dorfe Kostolna gehörigen Insel des Waagflusses in Ungarn weidete der Kuhhirt mit seinem Sohne am Morgen des 26. Augusts 1813 das Gemeinde-Vieh. Das Wasser im Strome fing anzuschwellen an, und bald hatte es die Ufer überschritten. Der Hirt fürchtete nichts Schlimmes; denn beynabe alle Jahre pflügt die Waag, wenn

der Schnee in den Karpatischen Gebirgen schmilzt, ihr gewöhnliches Ufer zu übersteigen, und die nächst gelegenen Felder und Huthweiden zu überschwemmen. Jedoch um vor aller Gefahr sicher zu seyn, trieb der Hirt sein Vieh auf einen kleinen Hügel, den erhabensten Standpunct der Insel, wo auch seine Hütte, von Rohr und Weiden geflochten und mit Stroh gedeckt, sich befand. Doch die Wasserfluthen schienen ihm auf dem Fuße nachzugehen; kaum war er auf dem Hügel, so wälzten sich schon die Wellen gegen denselben hin; das Wasser stieg mit jeder Minute höher, und bald war der Hügel bis auf den höchsten Punct überschwemmt. Alles Vieh wurde von den brausenden Wellen mit fortgerissen. Brüllend kämpfte es mit der Gefahr, und suchte sich mit hoch emporgehobenem Halse durch Schwimmen zu retten; doch nichts konnte dem reißenden Strome widerstehen: Kühe, Pferde, Ochsen, Stiere, alles ertrank.

Der Hirt hatte sich bey der großen Gefahr mit seinem Sohne auf das Dach der zerbrechlichen Hütte gerettet, welches allein aus den schäumenden Wellen hervorragte. Durch zwey Stunden hatte er dort Schutz gefunden; denn das Wasser konnte diese Höhe nicht erreichen. Doch, unterwaschen von den anschlagenden Wellen, sängen die Eckpfähle zu wanken an, die Hütte schwankte, und das Wasser hob sie aus ihrer Grundfeste. Nun hielt der Hirt sich und seinen Sohn für verloren; auf keine menschliche Hülfe war zu hoffen; denn sie waren zu weit vom Dorfe entfernt, und dieses, selbst in größter Wasser-Noth, war durch den neu entstandenen See, auf welchem der Sturm wüthete, und die schäumenden Wellen brauseten, von dem hilflosen

Manne und seinem Sohne getrennt. Da riefen nun beyde Bedrängten zu Gott um Hülfe, überzeugt, daß es für sie nun keine Rettung mehr gebe, wenn sie nicht gleichsam durch ein Wunder geschehe.

In dem nämlichen Augenblicke prellte etwas mit großer Gewalt an das entgegen gesetzte Ende des Daches an, welches noch ganz allein aus dem Wasser hervorragte, und es schien, indem es das Strohdach durchschlug, die Hütte vollends zertrümmern zu wollen. Der Hirt sieht nach dem Gegenstande der neuen Gefahr, und erblickt — einen angeschwemmten leeren Kahn, der vermuthlich von einer zertrümmerten Mühle losgerissen, und wie durch ein Wunder zu ihrer Rettung hierher getrieben worden war. Hastig schwingt sich der Hirt in den Kahn, der Sohn folgt ihm, und beynabe in dem nämlichen Augenblicke wird die Hütte von den brausenden Wellen gestürzt, und wie ein leichter Ball, immer um und um sich drehend, fortgetragen.

Vater und Sohn befanden sich zwar in dem Kahne, aber ohne Ruder, Stange und Haken, auf dem weiten, stürmischen See. So wurden sie mehrere Stunden umher getrieben. Endlich blieb der Kahn im Gesträuche hängen; doch zu weit waren sie von menschlicher Hülfe entfernt. Zwey volle Tage brachten sie auf dem Kahne mit unbeschreiblicher Bedrängung und augenscheinlicher Lebensgefahr, doch immer mit festem Vertrauen auf Gott und gänzlicher Ergebung in den göttlichen Willen zu, bis das Wasser fiel, und Leute aus dem Dorfe ihnen zu Hülfe kommen konnten.

2. Geistesgegenwart in Wassergefahr.

Herr von B., ein wohlhabender Edelmann zu Benyo in der Trenschiner Gespannschaft in Hungarn, hatte sein Haus sehr nahe am Waag-Flusse. Eine seiner angenehmsten Unterhaltungen war der Fischfang, und zu diesem Behufe standen immer zwey Kähne in der Nähe des Hauses am Ufer bereit. Als am 26. August 1313 die Waag ungewöhnlich zu steigen anfing, war Herr von B. vor allem besorgt, seine Habe auf die höchsten Stellen des Hauses zu retten; doch er war in diesem Geschäfte noch nicht weit gekommen, als er sich durch das unglaublich schnelle Anschwellen des Wassers von allen Seiten wie auf einer Insel eingeschlossen sah. Der Pfarrer des Ortes war erst zu ihm gekommen, um sich bey ihm in der bevorstehenden Wasser-Noth Rath zu erhohlen. Auch dieser konnte nicht mehr zurück kehren. Da schaffte nun Herr v. B. mit seltener Besonnenheit und Geistesgegenwart Rath. Schnell eilte er mit zweyen seiner Leute zu den Kähnen, zu welchen der Weg noch offen war, band sie mit starken Ketten an einen großen Pappelbaum, ließ eilig etliche Krüge Wein und alles vorräthige Brot auf dieselben bringen, und stieg mit seiner Frau, dem Pfarrer und seinen Dienstleuten, die sich mit starken Stangen versehen hatten, hinein.

Kaum war dieses geschehen, so wurde der letzte trockene Erdstrich auch vom Wasser bedeckt; bald darauf ward die Grundfeste seines Hauses unterwaschen; es stürzte vor seinen Augen ein, und alles, so weit das Auge reichte, ward von den brausenden Fluthen verheeret.

Herr v. B. . mit den Seinigen war auf den Rähnen in Sicherheit. Zwar schwankten sie, von den tobenden Wellen geschaukelt, immer hin und her, viel Treibholz, Bäume und Bruchstücke von Dächern, Scheunen und Planken, Haus- und Uckergeräthe u. s. w. wurden gegen die zerbrechlichen Fahrzeuge hergetrieben; doch alles, was auf denselben sich befand, trieb mit Haken und Stangen auch diese Gefahr ab, und auf diese Art brachte die ganze Gesellschaft, zwar nicht ohne große Angst, zwey Tage und eine Nacht, von dem mitgebrachten Weine und Brote gestärkt, auf den Rähnen zu, bis das Wasser fiel, und dadurch Hülfe möglich ward.

3. Wunderbare Rettung eines Fußgängers.

Auf der Straße nach Freystadt, einem Markte in der Neutraer Gespannschaft wurde ein Mann zu Fuß von dem schnell ausgetretenen Waag-Strome nahe an der Brücke überrascht. Er hoffte am entgegengesetzten Ufer Rettung, und eilte schnell über die hölzerne Zochbrücke, die hoch von einem Ufer zum andern gespannt war. Glücklich kam er über dieselbe, allein das jenseitige Ufer war auch schon so hoch überschwemmt, daß er, obwohl er sich bis an den Gürtel ins Wasser wagte, doch nicht durchkommen konnte, indem ihn die Fluthen alle Augenblicke nieder zu reißen drohten, und er mit jedem Schritte tiefer sank. Da war nun kein anderes Mittel, als wieder auf die Brücke zurück zu kehren, aber auch über diese war das Wasser schon gestiegen, und ein Balken nach dem andern wurde von der andrängenden Fluth ausgehoben.

Doch auf einem Joche der Brücke waren auf zwanzig Säcke Korn über einander geschichtet. Ein Bauer, der in die Mühle fahren wollte, und von der Überschwemmung hier überrascht wurde, hatte sie eilig vom Wagen abgeladen, und war kurz vorher mit leerem Wagen im stärksten Laufe davon gefahren. Auf diese, den erhabensten Punct auf der Brücke, flüchtete sich der Fußgänger, und er hatte klug gethan. Während vor seinen Augen, vor und hinter ihm die Querbalken und Brückenhölzer abgetragen, und die Brücke selbst dadurch aufgelöset und zerstöret wurde, blieb das Joch mit den Säcken, auf welchen er saß, das einzige von der ganzen Brücke, unbeschädigt, vermuthlich weil es durch die Schwere der Säcke niedergehalten, dem Anschlagen der Wellen leichter widerstehen, und mit dieser Last nicht gehoben werden konnte. Bis zum dritten Tage blieb der Mann an diesem gefahrvollen Platze. Gebeth und Vertrauen auf Gott gaben ihm Muth und Kraft, und das rohe Korn, welches er käuete, stillte seinen drückenden Hunger. Bey dem Fallen des Wassers wurde er in einem Rahne aus seiner qualvollen Lage gerettet. — Alle diese Beyspiele zeigen, daß Vertrauen auf Gott, Ergebung in den göttlichen Willen, Geistesgegenwart und Besonnenheit jede Gefahr bestehen helfen.

F a s t n a c h t.

Die Fastnacht wird überall mit Schmausereien, Tänzen und anderen Belustigungen gefeiert. Da ist kein Dorf, in welchem nicht von jeder Familie Kuchen (Faschings-Krapfen) gebacken, ein guter Braten bereitet, und der Wein- oder Bierkrug fröhlich geleert wird, wo nicht eine Geige, eine Peyer, oder wenigstens eine Sackpfeife (Dudelsack) die Füße in Bewegung setzt.

Viel lärmender geht es in großen Städten zu, da gibt es Trinkgelage, Gastmahle, Bälle, Maskaraden ohne Zahl. Alle Tanzsäle, alle Wirthsstuben sind voll, und der gemeine Mann will lieber die nächsten acht Tage darben, wenn er nur in der Fastnacht vollauf gelebt, wacker geschmauset und gezecht hat. Da ist ein Gehen, Fahren und Treiben; jeder eilt den Belustigungsörtern zu, und sucht im Gewühle der Tanzlustigen Erholung und Vergnügen; und wenn schon viele durch die wochenlange Dauer der Carnavals-Zeit zwanzig Nächte geschwelget haben, so bricht ihnen der Morgen der Aschermittwoche doch noch zu früh an. Wie viele erkaufen diese Vergnügungen mit dem Verluste ihrer Gesundheit,

wie viele vergeuden ihr Geld, das sie zu andern Bedürfnissen nützlich verwenden sollten! Es ist Fastnacht, sprechen diese Leichtsinrigen, diese Zeit ist zu Vergnügungen bestimmt; sie bedenken aber nicht, daß Vergnügungen, unmäßig genossen, höchst schädlich sind, und sie bereuen oft zu spät ihren Unsinn.

Doch, zur Ehre unsers Zeitalters sey es gesagt, diese Fastnachts-Belustigungen sind bey weitem nicht mehr so lärmend, ausgelassen und unsittlich, wie sie in älteren Zeiten waren. Wenn auch von der gemeinen Volks-Classe hier und da noch Unfug geschieht, so sind doch die Vergnügungen der Gebildeteren ehrbar und sittlich. Aber in den älteren Zeiten schien jedermann in der Fastnacht alles Zartgefühl und den gesunden Menschenverstand abgelegt, und sich allen Narrenpoffen überlassen zu haben. Ich will eines alten Chronik-Schreibers (M. Enoch Wiedemann) eigene Worte anführen, wie die Fastnacht im sechszehnten Jahrhunderte begangen wurde. Der gute Mann ereifert sich sehr gegen die Unsittlichkeit dieses Festes.

»Damit ich auch, schreibt er, der gottlosen Welt größtes und höchstes Fest nicht übergehe, so wurde dasselbe begangen mit Stechen, Rennen und Lanzenbrechen, mit Musik unter vielerley Verkleidungen mit Nummereyen und Trinkgelagen. Böse Buben führten einen Pflug herum, spannten die Mägdlein daran, welche sich nicht mit Geld loskauften; andere folgten ihnen nach, streueten Häcklerling und Sägespäne auf dieselben. Oftmahls hingen zwey von denselben einen Haring an eine große, dicke Stange, und trugen sie auf der Achsel in der Stadt herum, um anzuzeigen, daß die strenge

Faste bald auf diesen lärmenden Tag folgen werde. Es war in Summa die Fastnacht gar ein glücklicher Tag, wenn die Narren des Morgens blüheten, sie diesen Tag noch reif wurden, und so häufig abfielen, daß auf jeder Gasse Vorrath davon zu finden war. Am Abend schlemmte und zechte jedermann, und da das, was übrig blieb, wegen der Fastenszeit am folgenden Tage nicht gegessen werden durfte, so wurde es verschenkt, Gottes Gabe in den Fluß geschüttet, dem Vieh verfüttert, oder sie verdarb.« »Des lauten Unwesens/« spricht ein anderer Schriftsteller aus diesem Zeitalter, »und der vielerley an demselben getriebenen Possen wegen wurde dieser tolle Tag das Narrenfest genannt.

Die Narren, die haben die Fastnacht erdacht,

Dadurch sie haben getrieb'n ihre Pracht,

Ist mancher zum armen Manne gemacht.

Den Freuden dieses Tages entzog sich keiner, wessen Standes und Würde er auch war. Alle wollten in der Fastnacht Narren heißen, und jeder trug seine Narrheit zur Schau. Deswegen wurde in öffentlichen Schriften dieser Tag ganz ernsthaft die Narren-Kirchweihe genannt.

Auf dem Lande hielt man sich an's Zechen, an die Würste und Schinken, zog mit Musik umher, kiselte die Zuschauer mit Fastnachts-Ruthen derb ab, pflanzte Tannen-Bäume vor die Häuser, und sang dazu:

Ich bring zum Fastnacht-Abend einen grünen Busch,

Habt ihr nicht Eyer, so gebt mir Wurst.

In den Städten wurden Bregeln, welche ein Kreuz mit einem umgebenden Ring vorstellen sollten, und anderes Backwerk verschenkt. Wer da nur konnte, vermunimte:

sich, lief auf den Straßen herum, und trieb Muthwillen.

Ganze Züge verummelter Narren, Jäger, wilde Männer, Teufel ic. durchstreiften die Straßen. Voraus zog ein Narr auf einem Esel, und trug die Narren-Fahne vor; dann kam die Sugel-Fuhre, (Narren-Fuhre), besetzt mit allerley Narren-Masken; dieser folgte ein Schwarm, das wüthende Heer genannt, sonderbare Figuren: geschwänzt, geschnäbelt, besflügelt, gehört, bebuckelt, belangohrt, bekrallt, auf alle nur erdenkliche Art verunstaltet, brausend, fausend, schnalzend, pfeifend, zischend, schnarrend und singend, mit lautem Hurrah! Hussa! Hurrah.

Hintendrein ritt auf ihrem Rosse die Here, Frau Holda, als wilde Jägerinn verkleidet; sie schwang die Peitsche, knalste, und stieß ins schmetternde Jagdhorn, während der Zug jubelnd schrie:

Trarah, trarah, trarah!

Frau Holda Waldina ist da.

Und kommt ihr das Schätzchen fein nah,

Das sie mit den Augen ersah,

So führt sie es mit sich, Trarah!

Dann folgte der Wenushof, eine verummelte Frau, auf den Wagen sitzend, von ihren Jungfrauen umgeben, und mitten unter ihnen der edle Ritter, Tannhäuser. Tugenden und Laster, bildlich dargestellt, gingen hinter diesen einher, und Narren mit Peitschen schlossen den Zug. Auf den Straßen neckten und verfolgten sie die Mädchen, welche sich sehen ließen; klopfen an Täden und Thüren an, und trieben bis frühen Morgen ihr Spiel so toll, wie es nur zu treiben war.

Bacchus = Feste.

Die lärmenden Fastnachts-Unterhaltungen sind eine Nachahmung der Bacchus-Feste (Bacchanalien), welche bey den Griechen und Römern im Frühlinge mit großem Gepränge begangen wurden. In Athen, der Hauptstadt in Griechenland, befanden sich alsdann eine Menge Fremde, die aus allen Gegenden zahlreich herbeyströmten, um dem Feste beyzuwohnen. Die ganze Dauer des Festes war der ausgelassensten Freude gewidmet, keine Strafe oder Gewaltthätigkeit durfte dieselbe stören, nicht einmahl ein Schuldner durfte belangt werden. Erst nach dem Feste wurden die dabey vorgefallenen Unordnungen und Vergehungen bestraft.

Das Wichtigste bey der ganzen Feyer war ein zahlreicher Zug, welcher den Triumph des Bacchus vorstellte. Es erschien dabey das nämliche Gefolge, welches diesen Gott nach der Fabelgeschichte bey seiner Eroberung Indiens begleitet haben soll. Einige waren als Satyre und Pane verkleidet, andere schleppten Böcke zu den Opfern herbey; andere ritten auf Eseln, um Silenen nachzuahmen. Einige waren als Weiber verkleidet. Sie trugen weißgestreifte, bis auf die Füße herabhängende Kleider. Ihre Köpfe waren mit Kränzen umflochten, und die Hände mit Blumen geschmückt. Dabey befand sich auch ein Schwarm Sänger, welche die ausgelassensten und lärmendsten Lieder sangen. Sie trugen Kränze von Weizhen und Epheu, und ihr Gesicht war mit allerley Kräutern überschattet. Die meisten von ihnen waren mit Hirschkalb-Häuten behangen, unter

Masken versteckt, und mit Fenchel, Epheu, Weinlaub oder Pappeln bekränzt.

Von einem wahren oder verstellten Weinrausche begeistert, betrogen sich diese Schwärme, die man im Allgemeinen Bacchanten und Bacchantinnen nannte, wie Rasende: sie tobten, tanzten, und heulten auf den Straßen umher, riefen den Bacchus unter barbarischen Nahmen an, zerrissen mit den Nägeln und Zähnen die rohen Eingeweide der Opferthiere, fasten Schlangen in ihre Hände, flochten sie in ihre Haare, gürteten sie um ihren Leib, und schreckten oder belustigten durch diese Poffen die staunenden Zuschauer. Bisweilen führten sie auch regelmäßige Kriegstänze auf, wobey sie Trinkgefäße statt der Schilde führten, und statt der Pfeile Stäbe, mit Weinlaub umwunden (Thyrus), gegen einander warfen, womit sie auch bisweilen die Zuschauer angriffen.

Mitten unter diesem wahnsinnigen Haufen zogen in schöner Ordnung eine Menge Jungfrauen aus den angesehensten Familien, welche in ihrem ganzen Schmucke mit niedergesenktem Blicke einher traten, und auf ihren Köpfen geheiligte Körbe trugen, welche die Erstlinge der Früchte, welche die schöne Jahreszeit gebracht hatte, Kuchen von verschiedener Gestalt, Salz-Körner, Epheu-Blätter und dergleichen enthielten.

Auf den platten Dächern der Häuser, welche wie Altane gebauet waren, standen die Zuschauer, vorzüglich Frauenzimmer, welche Fackeln und Lampen hielten, um die Proceßion zu erleuchten, weil sie fast immer des Nachts geschah, und an den Scheidestraden und offenen Plätzen still hielt, um dem Bacchus Trankopfer und an-

dere Opfer zu bringen. Den ganzen Tag widmete man den Schauspielen und verschiedenen andern Spielen. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wotheilts Wettstreite der Ehre in Musik und Tanz, theils neue Schauspiele aufgeführt wurden. In ganz Athen herrschte während des ganzen Festes Ausgelassenheit und Schwelgerey.

So wurden die Bacchus-Feste zu Athen gefeyert, als Üppigkeit, Prachtliebe, Schwelgerey eingerissen waren, und die Sitten verdorben hatten. In den älteren Zeiten wurden sie sehr einfach begangen. Man bestimmte nur einige Tage der öffentlichen Freude, und hielt einen feyerlichen Zug, wobey zuerst ein mit Wein angefülltes und mit Weinlaub umkränztes Gefäß umher getragen wurde; dann folgte ein Ziegenbock, ein Korb mit Feigen, zuletzt kamen Faunen und Satyren.

Von den Griechen gingen die Bacchus-Feste zu den Römern über, bey denen sie Anfangs mit religiöser Feyer züchtig und ehrbar begangen wurden, endlich aber in einen noch höheren Grad von Zügellosigkeit als bey den Griechen ausarteten. Alle Schändlichkeiten, oft selbst die größten Verbrechen wurden dabey begangen, und ehrbare Leute mit Gewalt zu allen Zügellosigkeiten gezwungen. Dadurch wurde der Senat veranlaßt, diese abscheulichen Feste in Rom sowohl als in ganz Italien durch ein Gesetz zu verbietthen.

Auf eine ähnliche Art geschah es, daß die lärmenden Fastnachts-Belustigungen hier zu Lande, welche oft mit Beleidigungen anderer und mit entehrenden Scherzen verbunden waren, abgestellt wurden. Das Sonderbarste an der Sache ist, daß diese Belustigungen ge-

rade vor der vierzigtägigen Fastenzeit eingeführt waren, welche die katholische Kirche angeordnet hatte, damit sich fromme Christen würdig zu dem feyerlichen Osterfeste vorbereiten sollten. Es schien, als wollten sie die letzten Tage vor dieser Fastenzeit toben und rasen, um auf ein Mahl das zu genießen, was ihnen dann durch längere Zeit verbothen war. Scheinen nicht jetzt noch manche die drey Faschings-Tage in gleicher Absicht so unsinnig zu benützen?

Treue eines Hundes.

Als nach der Schlacht bey Marengo Napoleon über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld ritt, traf er einen Hund an, der auf dem Körper seines getödteten Herrn traurig lag. Das arme Thier hatte schon zwey Tage keine Nahrung zu sich genommen, und betrauerte nur seinen Herrn. Man untersuchte den Körper, ob nicht noch ein Leben in demselben sey; aber umsonst, er war todt. Da näherte sich Napoleon neugierig dem Hunde, der so viel Anhänglichkeit an seinen Herrn zeigte; aber der Hund fuhr wie wüthend gegen ihn, gleichsam als wollte er anzeigen, daß dieser die Ursache des Todes seines betrauerten Herrn sey. Voll Unwillen befahl er, den Hund zu tödten, indem er wüthend sey.

Ein Steinfresser.

Die Freßlust ist eine böse Eigenschaft, die den Menschen in den Augen der vernünftigen Menschen herabwürdigt, und Gesundheit und Vermögensumstände in Unordnung und Verfall bringt. Meistens ist Mangel an Selbstbeherrschung und Angewöhnung von Jugend auf Schuld daran, und selten gibt es einen großen Freßer, der nicht die missliche Lage bedauert, in welche ihn sein weiter Magen setzt, den er nicht genug füllen kann.

Einige scheinen aber durch eine Ausartung der Natur einen ungewöhnlichen Appetit bekommen zu haben. Das sind wahrhaftig bedauernswürdige Menschen, welche, jemehr sie die Eßlust befriedigen, desto mehr brauchen, um den sich immer mehr ausdehnenden Magen voll zu stopfen.

Unter diese Zahl gehört ein gewisser Kohlmeißler, im Fürstenthume Passau gebürtig, welcher Soldat in Osterreichischen Diensten war, und im Jahre 1771 starb. Doctor Vogel hat über seine Freßbegierde eine gelehrte Abhandlung geschrieben. So viel auch Wahres von diesem großen Freßer erzählt wird, so scheint mir

doch Manches unglaublich. So sagt man, daß seine Mutter aus Hunger rasend geworden sey, und in ihrem wüthenden Wahnsinne ihr eigenes Kind gefressen habe.

Koblnicker fühlte von der Geburt an einen Heißhunger, der gar nicht zu stillen war. Schon im dritten Jahre verschluckte er kleine Steine, wenn sein Magen Nahrung verlangte, und er nichts Besseres hatte. In der Folge konnte er gar nicht satt werden, ohne Steine unter sein Essen zu mengen, wozu er oft noch ein Stück von einem Filz-Hute verschlang. Je mehr er heranwuchs, desto mehr Steine brauchte er zu einer Mahlzeit, zu der er, wenn er sie haben konnte, auch eine Maß Brantwein trank. Drey bis acht Pfunde Steine konnte er zu sich nehmen, und auch Metallstücke, welche länger bey ihm blieben, indem die Steine nach 24 Stunden von ihm abgingen.

Wo er als Soldat im Quartiere lag, mußte für 8 Mann gekocht werden, und er aß alles nebst einer guten Tracht Steine rein auf. Er war von starkem Körperbaue, und maß mehr als sechs Schuhe. Als Soldat soll er einem Treffen beygewohnt haben, in welchem er einen Schuß in den Unterleib bekam, der gerade voll Steine war. Die Kugel drang zwar durch die Haut, prellte aber von den Steinen ab, wodurch die Verwundung nur leicht wurde. Man mußte den Mann wegen seines furchtbaren Appetites endlich abdanken, denn er konnte gar nie vollends gesättiget werden.

Unter alle Speisen mußte er Steine mischen. Mitunter aß er, was ihm in den Weg kam. Nur Stockfisch und Käse konnte er durchaus nicht vertragen. Schon der Geruch des Käses war ihm zuwider, und er kaufte

nicht einmahl seinen Schnupftabaß in einer Bude, in der man Käse feil hatte.

Merkwürdig ist es, wie sich dieser Fresser sein Sauerkraut, welches seine wohlfeilste Speise war, bereitete. Er warf eine große Menge davon roh in eine Schüssel, that eine Hand voll Salz, drey starke Hände voll Kieselsteine und eine Menge Brotbrocken darunter, und nun verschlang er mit Heißbegier alles ungekocht.

Nur auf anderthalb Stunden stillte die stärkste Mahlzeit seinen Hunger, und er fraß überall, wo er ging und stand, selbst noch im Bette, meistens aber aus Mangel besserer Nahrung bloß Steine, und doch klagte er dabey nie über Magenschmerzen, war auch nie krank. Er kam nach Holland; aber da konnte er nicht aushalten, weil es ihm an Kieselsteinen fehlte. Er starb zu IJfeld, in der Graffschaft Hohenstein, eines gähen Todes, am Schlagflusse. Noch den Abend vorher, als er in der Stadt ankam, freute er sich über die schönen Kieselsteine, welche er da vorfand, und sagte: »Gottlob, hier gibt es doch endlich gute Steine für mich.« Nach seinem Tode wurde er geöffnet, und man fand in seinem Magen und Gedärmen bey anderthalb Pfund Kiesel, Metallknöpfe und Stücke von Metallschnollen.

Ein merkwürdiger Schlafwandler.

Eine wunderbare Erscheinung in dem Menschenleben sind die Schlafwandler oder die so genannten Mondsüchtigen. Sie verrichten schlafend, ohne den Gebrauch aller ihrer äußerlichen Sinneswerkzeuge zu haben, Handlungen mit einer Gewißheit und Richtigkeit, daß man darüber erstaunen muß. Einer der merkwürdigsten Schlafwandler war der Apotheker-Gehülfe Castelli in Mailand, welchen glaubwürdige Männer und Ärzte beobachtet haben. Hier folgen einige Züge aus seiner Geschichte.

Er war 22 Jahre alt. Im Jahre 1779 hatte er ein hitziges Fieber gehabt, behielt aber nach seiner Wiederherstellung eine Schlafsucht, und fing im März 1780 an, des Nachts schlafend herum zu wandeln. Sein Schlaf war ungefähr zwölf Minuten ganz ruhig, darauf bekam er Zuckungen, die drey Minuten dauerten, dann stand er auf, und machte schlafend alle die Verrichtungen, die er sonst bey Tage zu thun gewohnt war.

Einst stand er bey der Nacht auf, nahm aus seines Herrn, des Apothekers Porati, Zimmer ein Buch aus dem Schranke, setzte sich zu einem Lichte und las. Man

nahm ihm das Licht weg, und er ging an ein Fenster und sagte: »Es wird trüb, wir bekommen Regen.« Da man ihm das Licht wieder gab, fing er laut und vernehmlich zu lesen an.

Ein andermahl stand er im Schlafe auf, zündete ein Licht an, und machte mit Hülfe eines Wörterbuches eine vollkommen gute Übersetzung. Man pukte ihm vorfänglich öfters das Licht aus. Ohne die übrigen Lichter im Zimmer zu bemerken, ging er allemahl in die Küche, und schlug Licht. Er schien zu glauben, der Wind blase ihm das Licht aus, er schloß daher die Fensterbalken zu. Einst unterredete sich Castelli im Schlafe sehr verständig mit seinem Herrn über eine Pflanze.

Einmahl kam ein Arzt bey der Nacht, um diesen Schlafwandler zu beobachten. Er legte seinen Degen in der Apotheke neben die Kellerschlüssel. Castelli sieht den Degen, stutzt darüber, und glaubt, jemand Verdächtiger habe sich verborgen. Er eilt die Treppe hinauf, um seinen Herrn leise zu wecken. Dieser war, um den Arzt Gesellschaft zu leisten, schon aufgestanden, und antwortet ihm in einiger Entfernung; Castelli hört ihn aber nicht, bis der Herr sich auf das Bett legt, und von da aus ihm, der im Weiserufen fortfährt, antwortet. Er beruhiget Castelli, und sucht mit ihm das ganze Haus durch; alles war auf den Beinen; der Schlafwandler aber sieht und hört keinen Menschen als seinen Herrn. Die Leute brachten dem noch immer Schlafenden Recepte. Er machte sie ordentlich, nahm das Geld ein, und gab heraus. Man legte ihm zur Probe unschickliche Recepte vor; er wies sie zurück, ohne sie zu machen.

Ein andersmahl schrieb man absichtlich unter ein falsches Recept den Nahmen eines berühmten und ihm bekannten Arztes. Castelli weigerte sich im Schlafe, es zu machen, obwohl man ihn dringend bath. Er hohlte seinen Herrn, und da auch dieser behauptete, daß es die Unterschrift des Arztes erfordere, das Recept zu machen, gerieth Castelli in einem heftigen Wortwechsel mit dem Herrn, und beharrte darauf, daß man das Recept wieder zurück schicken müsse, indem es besser wäre, den Arzt zu beleidigen, als den Kranken zu tödten.

Den Gebrauch des Gesichtes hatte Castelli immer beym Schlafwandeln, vom Geruche war aber keine Spur bey ihm wahrzunehmen. Wenn man ihn während dieses Zustandes anblies, so schlief er ein, und das Schlafreden und Schlafwandeln war zu Ende.

Bildungs-Anstalt für Osterreichs Töchter in Herrnals.

Französische Erziehung in Osterreich.

Ehemahls waren die Erzieherinnen der Töchter des hohen Adels mehrentheils Fremde, und zwar Französinen. Schon dem unmündigen Kinde gab man eine Französische Kindeswärterin, damit dasselbe die Französische Sprache von der ersten Kindheit an durch Übung

erlernen, und die feinen Sitten der Ausländerinn annehme. Die nähmliche Absicht hatte man, wenn das hochadelige Mädchen heran wuchs; man gab ihm eine Französische Erzieherinn; man wollte ihm durch dieselbe Gelegenheit verschaffen, daß es die Französische Lieblingssprache zur großen Fertigkeit bringen könnte, und die verfeinerten Sitten der Ausländerinn sich angewöhne.

War es nicht albern, ein Deutsches Mädchen Französisch zu erziehen? Hatten sich nicht die Deutschen seit Jahrhunderten her durch festen Sinn, Aufrichtigkeit, Biederkeit und Rechtlichkeit unter allen Nationen einen großen Ruf erworben? Ist innerer Gehalt nicht mehr werth, als ein abgeschliffenes Außere, welches oft nur dazu dient, die inneren Mängel zu verbergen? Wie oft ist im schönen Apfel ein ekelhafter Wurm verborgen!

Mit der fremden Sprache, in dem Umgange mit der Ausländerinn, nahm nun das hochadelige Mädchen auch die fremde Art zu denken, zu handeln, sich gefällig und wichtig zu machen, an; es lernte alles Fremde mehr achten und schätzen als das Vaterländische, es gefiel sich nur in dem Ausländischen, und wurde auf diese Art verbildet. Daß eine derley Französische Bildung nur eine Verbildung des menschlichen Herzens war, daß der leichte Sinn mancher Franzosen ein Leichtsin ist, der sich über alles, was Gott und den Menschen heilig ist, hinaussetzt, und sich allen Lüsten, Leidenschaften und Ungerechtigkeiten hingibt, daß das übergefällige Außere vieler dieser Fremden oft eine schwarze Seele verbirgt, haben die Begebenheiten der Französischen Revolution bewiesen, wo alle bürgerliche Ordnung umgestoßen, der König, die Königin und Prinzen des königlichen Hauses gemor-

det, die Religion abgeschworen, Gott verläugnet, und allen grausamen Lastern freyer Zügel gelassen wurde. Die nachfolgenden, mehr als zwanzigjährigen Kriege liefern viele neue Belege dieser traurigen Wahrheit.

Kaiser Joseph II. richtet seinen Blick auch auf diese fremdartige Erziehung.

Kaiser Joseph II., im Wort und Sinne der Vater des Vaterlandes, der zwar das Ausländische nicht verachtete, der vielmehr alles, was er auf seinen weiten Reisen in fremden Ländern Gutes und Nützlichendes sah und fand, in seine Staaten verpflanzte, und dadurch den Wohlstand und des Beste seiner Unterthanen beförderte, richtete sein vorzügliches Augenmerk auf eine gute Erziehung bey allen Ständen. So wie er gute Volksschulen in Städten, Märkten, ja in allen Dörfern errichtete, wollte er auch, daß der hohe Adel so erzogen und gebildet werde, daß Deutscher Sinn, gründliche Kenntnisse, und Deutsche Sitten dabey nicht verloren gingen; und eine solche Erziehung konnten nur wohl unterrichtete, rechtliche und biedere Deutsche geben.

Für Erzieher und Erzieherinnen wird gesorgt.

Für Erzieher war leicht durch Lehranstalten gesorgt, wo jungen Männern, welche sich der Erziehung widmen wollten, die Grundsätze und Methode der Erziehung und des Unterrichtes gründlich gelehrt wurden. Diese

Anstalten sind unter der Regierung unsers allgeliebten Landesvaters, des Kaisers Franz I. sehr erweitert worden. Auch gab es von je her in unserm Vaterlande junge Männer von gediegenem Charakter und tadellosen Sitten, die in allen Theilen des menschlichen Wissens große Fortschritte gemacht, und Vorliebe für das Erziehungs-Geschäft hatten. Durch diese wurden in der Folge die Französischen und Italienschen Erzieher, welche die Plätze bey dem höchsten Adel inne hatten, verdrängt.

Doch an Deutschen Erzieherinnen schien es zu mangeln. Die Deutschen Mädchen aus den mittleren Ständen, zu braven Hausmüttern bestimmt, gaben sich von Jugend auf mehr mit häuslichen Verrichtungen in der Küche und am Nähtische ab, als daß sie die Zeit mit wissenschaftlichen Gegenständen und mit den so genannten überfeinen Arbeiten, von welchen sie keinen wesentlichen Nutzen sahen, versplitterten. Fremde Sprachen, Zeichnung, Musik, Tanzkunst wurden damahls, zur Ehre dieses Zeitalters sey es gesagt, bey den Mädchen jener Stände nicht betrieben, deren Wirkungskreis als Hausmutter die Küche und die Kinderstube ist.

Kaiser Joseph II., suchte auch diesen Mangel durch Errichtung von Bildungs-Anstalten für Erzieherinnen und Lehrerinnen abzuheben. Eine wurde in Wien, die andere in Herrnsals, eine halbe Stunde außer Wien, errichtet. In der ersten sollten Töchter verdienster Beamten, in der zweyten Töchter ausgezeichnete Officiere von Kindheit auf zu diesem wichtigen Geschäfte ausgebildet werden.

Übersetzung der Töchter-Erziehungs-Anstalten von St. Pölten nach Herrnals.

Schon unter der Regierung der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, der Großmutter unsers geliebten Landesvaters, bestand in der Stadt St. Pölten eine Erziehungs-Anstalt für zwanzig vaterlose Officiers-Töchter, welche auf kaiserliche Kosten verpflegt, in den nöthigen Lehr-Gegenständen und weiblichen Arbeiten unterrichtet wurden. Kaiser Joseph II. beschloß, diese zu einer Erziehungs- und Bildungs-Anstalt für Erzieherinnen umzustalten.

In Herrnals war kurz vorher das Pauliner-Kloster aufgehoben worden. Dieses sollte das Wohn-Gebäude für die neue Anstalt geben. Der Monarch ließ es zu diesem Gebrauche herstellen und einrichten; er kaufte nebenliegende Grundstücke, ließ durch dieselben den Garten erweitern, ihn mit mehreren Kastanien-Alleen versehen, und mit einer Mauer umgeben. Die Mädchen sollten gesund wohnen, und einen lustigen, sonnigen Raum haben, wo sie sich angenehm bewegen, und frische Luft einathmen könnten.

Nachdem alle nöthigen Verbesserungen im Gebäude angebracht waren, wurde die Erziehungs-Anstalt von St. Pölten in dasselbe verlegt, und mit zwanzig Mädchen vermehrt, deren Väter im Dienste für das Vaterland gestorben sind. Nach dem Willen des Kaisers sollten nur verwaisete Töchter verdienter Officiere aufgenommen werden; und so lange noch Waisen unbemittelter Officiere da sind, hat keine Tochter eines noch lebenden und bemittelten Officiers Anspruch auf Aufnahme.

So wollte der erhabene Monarch den wackeren Krieger der Sorge für seine Töchter entheben, wenn ihm das Loos zu Theil werden sollte, auf dem Felde der Ehre oder im Dienste für Monarchen und Vaterland zu sterben.

Verfassung der Anstalt.

Die Mädchen sollten nach Absicht des menschenfreundlichen Stifters bis nach zurück gelegtem zwanzigsten Jahre in der Erziehungs-Anstalt verbleiben, und so ausgebildet werden, daß sie fähig sind, die Erziehung der Töchter in jedem hochadeligen Hause zu übernehmen. Sie erlernen die gewöhnlichen Schulgegenstände, Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre und Rechtschreibung, schriftliche Aufsätze, und üben dieselben zu einem Grade der Vollkommenheit, welchen ein Lehrer besitzen muß. Gründlichen Unterricht in der Religion, Religions-Geschichte und Sittenlehre ertheilt der Katechet. Wie die Mädchen die Schul-Gegenstände zu einiger Fertigkeit gebracht haben, werden sie in der Französischen Sprache, in der Erdbeschreibung, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, im Clavier-Spielen, Tanzen und Blumen-Zeichnen unterrichtet. Die weiblichen Handarbeiten werden nebenbey, mit großem Fleiße, von den leichtesten, dem Stricken, Nähen, bis zu den schwersten und feinsten geübet. So machen sich die Mädchen alle Kenntnisse und Fertigkeiten eigen, welche sie als gebildete Frauenzimmer und Lehrerinnen brauchen. Sittliche Bildung geht gleichen Schritt mit dem Unterrichte, und wird eben so sorgfältig betrieben.

Anleitung zum Erziehungs-Geschäfte.

Damit aber die heran gewachsenen Mädchen mit dem so wichtigen Erziehungs-Geschäfte vertraut werden, so werden ihnen die nöthigsten Erziehungs-Grundsätze und Regeln der Lehr-Methode bekannt gemacht, und damit sie dieselben gleich ausüben können, werden jeder der größeren Zöglinge, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, eine oder zwey kleinere untergeordnet. Diese unterrichten sie, aber immer unter Aufsicht, Mitwirkung und Nachhülfe der Ober-Vorsteherinn in allen Lehr-Gegenständen; sie wachen über deren sittliches Betragen, über Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit u. s. w., leiten ihre Gesinnungen und Neigungen, und vertreten auf diese Art die Stelle der Erzieherinn bey denselben. Indem nun diese erwachsenen Mädchen den Kleinen die Lehr-Gegenstände beybringen, gelangen sie selbst in denselben zu größerer Vollkommenheit; indem sie über die Sitten der ihrer Leitung anvertrauten Mädchen wachen, müssen sie ihr eigenes Betragen sorgfältig beobachten, und dürfen sich nichts zu Schulden kommen lassen; indem sie unterrichten, üben sie sich selbst in der Lehr-Methode, und so wird der Zweck erreicht, den der gute Kaiser bey Errichtung der Anstalt festgesetzt hat: die Mädchen bilden sich ganz zu dem wichtigsten Geschäfte der Erziehung aus.

Leitung der Anstalt.

Die ganze Anstalt leitet eine Ober-Vorsteherinn (Frau von Holle) mit einer Unter-Vorsteherinn (Fräulein Prachner), beyde Frauen von gediegenem

Charakter, hoher Geistes-Bildung, gründlichen Kenntnissen, und großer Herzensgüte. Leitung des Hauswesens, Unterricht, körperliche Pflege, alles ist ihnen anvertraut, und jeder, der die Anstalt besucht, wird überzeugt, daß sie dieses Zutrauen verdienen, obwohl jedem bange wird, daß es dem guten Willen und den Kräften der beyden Vorsteherinnen kaum möglich ist, alle diese Obliegenheiten zu erfüllen. Aber was kann unermüdete Thätigkeit, rege Vorliebe für das Geschäft, und mütterliche Sorgfalt nicht? Vorsteherinnen und Zöglinge machen gleichsam nur eine Familie aus, die beyden Frauen erfüllen Mutterpflicht im strengen Sinne; die Zöglinge lieben und schätzen sie. Da herrscht kein Zwang im Umgange und Benehmen; alle regen und bewegen sich in kindlicher Offenheit und Unbefangenheit. Die Fehlenden werden schonend zurecht gewiesen, und jedes Mädchen scheuet sich, etwas zu begehen, was der Pflegemutter mißfallen könnte.

Körperliche Pflege.

So wie für den Unterricht und die moralische Erziehung der Mädchen nichts übersehen wird, so sorgt man auch für Gesundheit und körperliche Pflege mit aller Aufmerksamkeit. Die Lehr-, Schlaf- und Wohnsäle sind geräumig, luftig, sonnig und trocken; die Kost ist wohlgeschmack, reinlich und hinreichend. Auf Ordnung und Reinlichkeit wird mit äußerster Sorgfalt gesehen; denn in diesen beyden Dingen sollen sich alle Mädchen auszeichnen; und der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit geht bey dem weiblichen Geschlechte für immer verloren, wenn die Augen der Mädchen in der Jut-

gend an das Unordentliche, Unreinliche und Schmutzige gewöhnt werden.

Der Anzug der Mädchen ist einfach, aber geschmackvoll und modisch. Die älteren Zöglinge verfertigen ihn größten Theils selbst. Diese haben in ihren Erholungsstunden Zutritt zu den gesellschaftlichen Zirkeln der Ober-Vorsteherinn, lernen in denselben den Umgang mit gebildeten Menschen, und werden mit dem Gesellschafts-Tone der großen Welt, in welche sie bald treten sollen, allmählich bekannt. Alle Mädchen im Hause sind fröhlich und guter Dinge, alle haben ein blühendes, frisches Ansehen, und einen muntern, heiteren, kindlichen Sinn.

Guter Erfolg der Anstalt.

So erfüllt diese nützliche Anstalt ganz die Absicht des hochherzigen Stifters. Die Töchter der um das Vaterland hochverdienten Officiere werden zu dem so wichtigen Erziehungs-Geschäfte erzogen, das sonst nur in den Händen der Ausländerinnen war, welche höchstens die Außenseite zu bilden verstanden, und das Innere, den Wohnsitz der weiblichen Tugenden, von wo aus Segen in reicher Fülle in die Nähe und Ferne strömt, vernachlässigten. Die ausgetretenen Zöglinge arbeiten in ihrem Berufe mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie sie es in der Anstalt gewohnt wurden, und erhöhen dadurch die Nützlichkeit der Anstalt, welche kaum hinreicht, dem Begehren so vieler Altern zu willfahren, welche alle Erzieherinnen aus diesem Institute für ihre Töchter wünschen; denn jährlich werden nur sechs ausge-

bildete Mädchen entlassen. Nebstbey erwerben sich die meisten Erzieherinnen durch ihre Kenntnisse und vollendete Bildung so viele Achtung, daß manche wackere bemittelte junge Männer sie zur Gattinn wählen, und dadurch Zufriedenheit und häusliches Glück in ihren Ehestand bringen. Ins Ausland dürfen sie, da sie auf öffentliche Kosten, nur um im Vaterlande nützlich zu wirken, erzogen worden sind, nie ohne besondere Erlaubniß gehen; aus Dankbarkeit wünschen sie, auch nur auf vaterländischem Boden den Samen des Guten zu streuen.

Nöthige Vorsicht mit Feuer und Licht.

Öfters schon entstanden die verheerendsten Feuersbrünste durch kleine Veranlassungen, und stürzten Hunderte in Jammer und Noth. »Der unbedeutendste Funke kann eine große Feuersbrunst erregen,« sagt das Sprichwort; »darum verwahret auch denselben!« Mit Feuer und Licht hat man nie der Vorsicht zu viel. Alljährlich lehren uns die traurigsten Beyspiele, wie leichtsinnig noch manche mit Feuer und Licht umgehen, und nur zu oft wird bey Feuersbrünsten, die durch Nachlässigkeit entstanden sind, die Schuld auf Brandlegung geschoben; da die Zahl jener böshaftern und rachgierigen Menschen sehr gering ist, welche durch vorsätzliches Feuer-Anlegen andern zu schaden suchen.

1. Durch brennendes Schmalz wird leicht eine Feuersbrunst erregt.

Durch nichts wird, besonders auf dem Lande, öfters eine Feuersbrunst veranlaßt, als durch brennendes Ohl und Schmalz. Diese werden oft, wie sie über das Feuer, um sie flüssig zu machen oder zu erwärmen, gehalten werden, durch die hoch auslodernde Flamme entzündet, steigen als ein Feuerstrahl in die Höhe durch den Schornstein, und werden von dem Winde über die nahen Dächer verbreitet. Oft zünden sie auf einem entfernten Dache zuerst, und das Haus bleibt verschont, in welchem das Schmalz Feuer gefangen hat. Allemahl entsteht Unglück, wenn man mit Wasser eine brennende Fettigkeiten löschen will; denn eben dadurch werden die Flammen mit Gewalt aus dem Gefäße in die Höhe getrieben, und die Entzündung wird verstärkt. Hausmütter und Köchinnen haben die Gewohnheit, brennendes Schmalz auszublafen, welches auch gefährlich ist, wie nachfolgende Geschichte beweiset.

Der Wundarzt Menning zu Hohenfurt in Böhmen, hatte vor einigen Jahren im Winter im Ofen von der Stube aus, drey bis vier Loth Rindschmalz in einer eisernen Pfanne über flammendem Feuer zergehen lassen. Die Flamme schlug in die Pfanne, und das Schmalz fing zu brennen an. Er zog die Pfanne zurück, blies hinein, und das Feuer ging aus. Er setzte die Pfanne zum zweyten Mahle über das Feuer, und das Schmalz entzündete sich wieder. Er zog die Pfanne abermahls vom Feuer zurück, blies hinein; aber die Flamme verlosch nicht. Nun rückte er die Pfanne schnell

näher zu sich, und blies ein Paarmahl mit vollen Backen heftig darin. Da fuhr auf einmahl die ganze Masse des kochenden Schmalzes wie eine Feuer-Säule in die Höhe, versengte ihm das Halstuch, das ganze Gesicht, Haare und Augenbraunen, und die Pfanne blieb ganz leer und trocken. Die Entzündung war mit einem Geräusche verbunden, als wenn Schießpulver in freyer Luft angezündet würde.

Was war nun die Ursache, daß das Schmalz aus der Pfanne bis oben an die Decke der Stube fuhr? Die Feuchtigkeit des heftig hinzu geblasenen Athems verursachte diese Explosion, die sehr gefährlich hätte werden können, wenn die Pfanne über dem Feuer auf dem Herde oder tiefer im Ofen gewesen wäre, wo der Luftzug den Feuerstrom durch den Schornstein leicht hätte leiten können.

Aus dieser Thatsache ziehe man die Lehre: Brennt ein Schmalz oder ein anderes Fett, so blase man die Flamme nicht aus, noch weniger lösche man sie mit Wasser. Man versperre so gleich der Luft den Zutritt, so verlöscht die Flamme. Dieses kann geschehen, durch eine tönernerne oder eiserne Stürze, oder durch was immer Anderes, das paßt, womit man schnell das Gefäß, in welchem das Schmalz brennt, bedeckt.

Durch Entziehung der Luft rettete ich mich einst aus großer Gefahr. Bey einem Familienfeste, welches die Kinder am Vorabende des Nahmens-Festes ihres Vaters veranstalteten, hatte ich die Beleuchtung des Opfer-Altars zu besorgen. Da der Vater länger als man vermuthete, ausblieb, war viel von dem Weingeiste in den Vasen verbrannt, und ich füllte mit voller Fla-

sche nach. Die Flamme aus den Vasen ergriff während des Nachgießens den Weingeist in der Flasche, die ich in der Hand hielt, und er brannte hoch auf. Da schlug ich, während alle Anwesenden, die es sahen, ein Geschrey erhoben, und mir zuriefen, die Flasche weg zu werfen, mit der flachen Hand auf die Öffnung der Flasche, und die Flamme war gedämpft. Durch Verweh- rung des Zutritts der äußeren Luft mußte die Flamme erlöschen. Kluge Besonnenheit rettet meistens aus der Gefahr.

2. Unnöthig angehäuften Vorräthe brenn- barer Materien, wie Holz, Stroh, Hopfen u. s. w., sind bey Feuersbrünsten sehr verderblich.

In dem Dorfe Giesieber in Böhmen, Saazer Kreises, kam am 18. April 1811 bey einem Schuhma- cher Feuer aus, welches so plötzlich um sich griff, daß in einem Augenblicke neun Bauern-Häuser und das sehr schöne Schloß in vollen Flammen standen, und wenig oder gar nichts zu retten war. Das Feuer war so heftig, daß man sich wegen der unausstehlichen Hitze gar nicht demselben nähern konnte. Und hieran war die unge- heure Menge Holz und Dachschindeln Ursache, welche der Besizer des Schlosses in dem Hofe hatte aufstellen lassen, die schnell vom Feuer ergriffen wurden, und dasselbe nach allen Seiten verbreiteten. Auch war auf den Speichern der Schloß-Gebäude eine große Menge Hopfen als Vor- rath für die Bierbrauereyen aufgeschüttet. Hierdurch ward die Gefahr noch größer. Denn der Hopfen entzün- det sich schnell, und wird von dem Winde, der sich bey

Feuers-Brünsten, wegen der Ausdehnung der Luft durch die Wärme, gewöhnlich erhebt, nach allen Seiten fortgetragen, und entzündet alles, worauf er fällt.

Dieses war einst in der Kreisstadt Saatz der Fall, wo bey einer heftigen Feuers-Brunst alle auf dem Plage befindlichen Häuser eingäschert wurden. Ein Haus brannte in ziemlicher Entfernung von dem Plage. Auf dem Dachboden befand sich viel Hopfen, welcher in Brand gerieth, und vom Winde bis auf die Dächer der Häuser am Plage getragen wurde, wodurch diese in Flammen geriethen.

Das Nähmliche geschah auch bey der Feuersbrunst in Giesieber. Diesem Orte gegenüber, aber in einer Entfernung von mehr als einer Viertelstunde, ligt das Dorf Salmitz. Die Einwohner desselben waren nach Giesieber gegangen, um ihren Nachbarn in der Feuersnoth menschenfreundliche Hülfe zu leisten. Auf einmal sahen sie ihr verlassenes Dorf in hellen Flammen auflodern. Das Feuer war durch brennenden Hopfen von Giesieber dorthin verpflanzt worden. Was hatten die guten, dienstfertigen Leute für einen Schrecken! Nur die schwachen Greise und die Kinder waren im Dorfe zurück geblieben; alle, welche augenblickliche Hülfe hätten schaffen können, waren im benachbarten Dorfe mit Feuerlöschen beschäftigt. Es brannten fünfzehn Bauernhöfe sammt der Kirche ab, bis die zurück geeilten Einwohner der Flamme hatten Einhalt thun können.

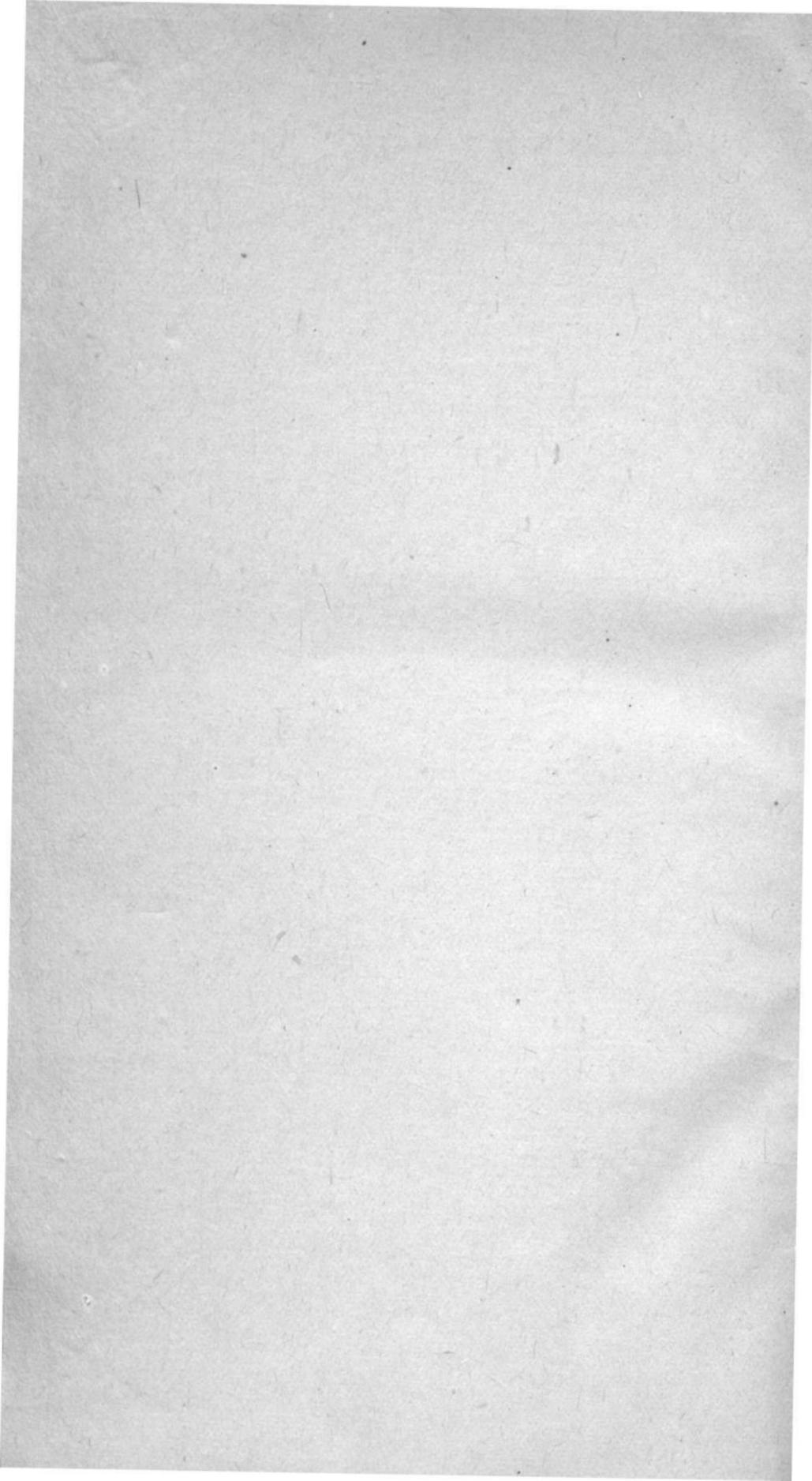
So war durch die angehäuften Menge Holz im Schlosse, durch den auf dem Boden aufgeschütteten Hopfen die Feuersgefahr vermehrt und bis in ein benachbartes Dorf verbreitet worden.

I n h a l t.

	Seite
Papst Pius VII. = = = = =	1
Beyspiel Deutscher Treue aus den alten Zeiten	28
Uberglaube = = = = =	31
Dienstfertigkeit und Ehrlichkeit = = =	41
Gefunde Hände sind ein Capital = = =	43
Das große Siegesfest im Prater in Wien wäh- ren des Congresses am 18. October 1814. =	45
Kleine Merkwürdigkeiten von Wien = =	62
Neustadt = = = = =	67
Die Fußwaschung = = = = =	102
Acht Brüder unter den Fahnen des Vaterlandes	111
Böhmische Musikanten = = = = =	114
Deutsche Rechtlichkeit = = = = =	116
Heldensinn der Tirolerinnen = = = =	118
Steiermärkisches Salzkammergut = = =	119
Abentheuer des Herzogs Franz und seines Bru- ders Carl auf der Jagd = = = =	124
Kaiserliche Belohnung des Fürsten Schwarzen- berg und Metternich = = = =	129
Mozart = = = = =	135
Die Portatschen in Mähren = = = =	146
Ein Mensch, der kein Fleisch ist = = =	152
Alpen = Wirthschaft = = = = =	154
Die Thierquäler = = = = =	159
Wilde Ante = = = = =	163
Ein verwildeter Hund = = = = =	171
Nebel = = = = =	173
Hundswuth = = = = =	179
Großmuth des Kaisers Leopold II. = = =	198
Standhaftigkeit eines Richters = = =	199
Wundorbare Rettung aus der Wassergefahr =	201
Fastnacht = = = = =	207
Treue eines Hundes = = = = =	214
Ein Steinfresser = = = = =	215
Ein merkwürdiger Schlafwandler = = =	218
Bildungs = Anstalt für Oesterreichs Töchter in Herrnals = = = = =	220
Nöthige Vorsicht mit Feuer und Licht =	229







UB WIEN



+AM332628204

